

AUFTRAG



Sonderheft
Führerreise 1990

GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN

INHALT

Vorwort — Paul Schulz	3
Aktivitäten in der katholischen Militärseelsorge	4

Führerreise 1990

Aufgabe	8
---------------	---

Fahrtablauf

Geologische Strukturen	11
Ferdinand von Österreich	14

Das Alpenland — die „ewigen“ Berge

Boden und Berge	17
Geschichte Norditaliens — Tirol	22

Serenissima

Aufstieg und Fall einer Republik	27
--	----

Die Reise geht weiter

Romanische Wahrzeichen in der Emilia-Romagna	53
--	----

Eine geschichtliche Betrachtung

Alea iacta est	58
----------------------	----

Gen Süden

Die Marken	61
Legende Loretos	63
Abruzzen — Eine wilde Landschaft	65
Latum	65

Gedanken um die Kirche

Rom 1990	69
----------------	----

Gaudium et spes — 25 Jahre

Werte und Wertevermittlung heute — Heinz-Albert Raem	74
--	----

Wieder auf Fahrt

Umbrien	83
Die Etrusker	83
Die Toskana	84
Florenz	90
Romanische Toskana	94
Lombardei	97
Auf den Spuren der Romanik in der Lombardei	99

Die Schweiz	103
Einkehrtage	108
Flüeli — Bruder Klaus	108
Schwarzwald—Vogesen	111

Anmerkungen

Kreuzgang	113
Literatur	114
Musik — Übersicht	116
Geologisches Beispiel	119
Italiens Provinzen — Karte	120
Italiens Provinzen — Namen	121
Ausklang — Autoren	123

Alle namentlich nicht gekennzeichneten Beiträge H.F.



Vorwort

Seit 1968 bemüht sich die Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS), den in der Militärseelsorge leitend tätigen Laien Informationen und Denkanstöße zu geben, damit sie ihrer nicht immer leichten Aufgabe als Katholiken in der Bundeswehr, als Soldaten in der Kirche und als Christen in Staat und Gesellschaft gerecht werden können. Wer argumentieren, überzeugen und letztlich auch missionieren will, braucht die Stärkung im Glauben, das Wissen um die Verknüpfung von Bekenntnis und Leben sowie um die Zuordnung der Dienste zu Gott und den Menschen. Diese Aufgaben stellen sich auf den verschiedenen Verantwortungsebenen jeweils anders. Deshalb ist es unerlässlich, Aussagen für die Arbeit vor Ort auf die konkreten Erfordernisse abzustimmen.

So hat sich in der katholischen Militärseelsorge ein breit gefä-

chertes Angebot zur Weiterbildung entwickelt. Eines ist das Modell der „Führerreise“. Es wird in diesem Heft AUFTRAG vorgestellt. Die GKS will damit die Fülle christlichen Gedankengutes in breiter Form allen Suchenden anbieten.

Zu danken hat die GKS der Militärseelsorge für das großzügige Angebot, den aktiven Helfern eine solche geistige und kulturelle Bildung anzubieten. Hilfreich ist es auch, daß sich immer wieder Sachverständige von hohem Rang, aber auch Soldaten aller Dienstgrade zur Verfügung stellen, um diese Art der Weiterbildung und religiösen Besinnung zu tragen und ihre Gedanken im AUFTRAG zu publizieren. Auch dies ist Dienst am Nächsten und eine Form des Apostolats.

In diesem Sinne wünschen wir den Lesern dieses Heftes eine angenehme und erbauliche Lektüre.

Paul Schulz
Bundesvorsitzender
GKS

Aktivitäten in der katholischen Militärseelsorge

Unsere Kirche hält neben dem täglichen Angebot der Feier des Gottesdienstes, der Wortverkündigung und der Spendung der Sakramente viele Möglichkeiten bereit, den Glauben zu gestalten. Einkehrtage, Exerzitien, Prozessionen, Wallfahrten und andere Veranstaltungen dienen eigentlich nur zwei Zwecken, Gott, dem Herrn, die Ehre zu geben und dem Menschen Wege zu Gott zu öffnen oder überhaupt erst zu zeigen. Die Entwicklung der einzelnen Formen könnte Anlaß zu einer informativen Forschung geben. Sie sind zu unterschiedlichen Zeiten und teilweise aus den Ordensgemeinschaften, teilweise aber auch spontan aus der Mitte des Volkes entstanden. So wurden z.B. Prozessionen aus der Liturgie entwickelt (feierlicher Einzug zum Gottesdienst usw.), Wallfahrten aber als Frucht echter Volksfrömmigkeit.

Militärseelsorge

In der katholischen Militärseelsorge in der Deutschen Bundeswehr haben sich nun die Formen der allgemeinen Seelsorge — und damit wird wieder erkennbar, daß Militärseelsorge ein Stück der Gesamtseelsorge der Kirche ist — für die besonderen Bedürfnisse der

Soldaten erweitert oder ergänzt. Mit der organisatorischen Festigung der Militärseelsorge ergab sich die Einrichtung der Einkehrtage und der großen Lourdes-Wallfahrt. Das Besondere dabei war, daß Soldaten für diese Veranstaltungen Dienste übernahmen. Zunächst begann die Hilfe bei der Organisation und erstreckte sich im Laufe der Zeit auch auf Beiträge zum Inhalt. Durch den damit verbundenen Austausch von Gedanken bekamen alle Veranstaltungen einen besonderen Akzent. Sie stillten ein religiöses Bedürfnis und brachten auch erstaunlich hohe Beteiligungen. So haben wir heute:

- *Wallfahrten, Einkehrtage, Seminare, Akademien* — meist von der Militärseelsorge ausgeschrieben, die Laien sind Helfer in allen Bereichen (Lourdes, Rom, Altötting, Bensberg usw.).
- *Rom-Seminare*, ergänzt durch *Frankreich-, Österreich-Seminare* — die Militärseelsorge ist zwar verantwortlich und sorgt dafür, daß eine offene Ausschreibung gewährleistet ist, die Gestaltung aber haben Laien. Der geistliche Beirat ist Berater und Helfer.
- *Führerreisen* — auch hier liegt die Verantwortung beim Militärbischof, die Laiengremien aber legen Inhalt und Umfang fest, der geistliche Beirat ist Berater und Helfer. Hier ist der Kreis auf die führenden Lai-

en — Verband (GKS) und Räte (ZV) — meist auf Bundesebene begrenzt. Eine Variante, die sich bewährt hat, ist, an eine Führerreise ein oder zwei Einkehrtage anzuschließen.

Unterschiede

Sinn alles Tuns kann nur sein, Gott zu dienen. Daher gibt es in der Ausrichtung auf den Einen, den Gott der Schöpfung, den Erhalter, den Vater der Gnade und des Erbarmens keine Unterschiede.

Die *Wallfahrten* dienen der Buße und der Besinnung. Sie lenken vom Tagesgeschehen ab und die Teilnehmer auf das Wesentliche hin. Sie sind eine kostbare Frucht des Volksglaubens, durch williges Aufnehmen von mancherlei Unannehmlichkeiten Buße zu tun, mit sich selbst ins reine zu kommen und für sich, Freunde und Angehörige um die Gnade zu beten.

Daß diese Wallfahrten heute ein wenig anders aussehen als in früheren Zeiten, muß festgestellt und anerkannt werden. Galten früher, salopp gesagt, die Erbse im Schuh und der fromme Augenaufschlag als wichtiges Element, so ist heute die leichtere Reise (teilweise mit Bahn, Bus oder Flugzeug) mit den höheren Anstrengungen zu geistiger und geistlicher Konzentration gefordert. Zur ehemals vorwiegend körperlichen Dimension ist heute die geistige Anforderung hinzugekommen. Und hier hat die Militär-

seelsorge bahnbrechend gewirkt. Besonders längere Pilgerfahrten sind ohne Einführung und Nachbereitung, vor allem aber ohne geistige Begleitung zu den geistlichen Übungen nicht mehr zu denken. Das erfordert aber mehr Personal. Ein begleitender Priester wäre mit einer solchen zweifachen Aufgabe total überfordert. Und auch die Reisebüros, die den technischen Ablauf gewährleisten, können sich einer solchen Aufgabe selten widmen. Daher sind hier die Laien gefordert, die mit dem Priester das Programm gestalten.

Die *Rom-Seminare* sind 1968 aus einer Diskussion zwischen Militärgeistlichen und Laien des Königsteiner Offizierkreises (KOK) (Vorläufer der GKS) entstanden. Da das erste Seminar „ad hoc“ entstehen mußte und nur wenig Vorbereitungszeit zur Verfügung stand, lag der Großteil der Arbeitslast bei den Militärgeistlichen. Der Schwerpunkt lag somit bei den Predigten und in drei Vorträgen. Wichtige Ergänzung war damals, daß Unteroffiziere und Offiziere teilnehmen konnten.

Beim Rom-Seminar II zeichnete sich eine aktive Mitarbeit der Soldaten in organisatorischen Fragen und eine Zuarbeit in der Thematik ab. Außerdem wurden diese Seminare nun für Soldaten aller Dienstgrade geöffnet.

Bei den Rom-Seminaren III, IV und V, dem Frankreich-Seminar 1982 und der Akademie-Veranstaltung in Österreich 1988 zeichnete

sich die Entwicklung ab, daß Laien die Hauptarbeit hinsichtlich Organisation, Thematik und Durchführung übernommen haben. Der geistliche Beirat ist der geschätzte Partner und natürlich der geistliche Betreuer.

Damit ist ein geistlicher Standard erreicht, der auch im zivilen Bereich der Kirche angestrebt wird und somit im Sinne der Gesamtseelsorge befruchtend wirkt. Nicht frommer Tourismus soll die Wallfahrten ablösen, sondern anspruchsvolle Mitarbeit am Wesen der Kirche. Damit haben die Rom-Seminare ein Zeichen gesetzt, das verpflichtend, aber auch helfend ist, weil es vielfach variiert, auch andere Veranstaltungen belebt und anregt. Die Laintätigkeit in dieser Form bedeutet aber auch, daß die Mitarbeiter eine qualitative höhere Ausbildung und eine umfassendere (quantitative) Information haben müssen. So ergab sich, nicht zuletzt auch als Auswirkung des vorerwähnten Frankreich-Seminars und der Österreich-Akademie, daß für die führenden Laien eine zusätzliche Ausbildung notwendig wurde. Diese Ausbildung muß auf drei Ebenen verwirklicht werden:

- Information über Land und Leute in einem europäischen Rahmen unter dem Aspekt: Werk Gottes;
- Information über geschichtliche Epochen, in denen die Kirche ihre Bedeutung als lebens-

prägende Kraft bewiesen hat oder versagte;

- Vertiefung religiösen Glaubens durch exerzitenartige geistliche Übungen.

Nicht unerwähnt bleiben darf, daß es hierbei auch auf eine persönliche Nachbereitung ankommt, der u. a. auch dieses Heft dient.

So entstand die Initiative „Führereise 1990“. Einzelheiten sind dem nachfolgenden Text und auch dem geschilderten Ablauf zu entnehmen. Ziel dieser Übung aber sollte sein und bei zukünftigen Unternehmen bleiben, Glauben und Kirche im Leben der Völker sichtbar und erfahrbar zu machen. Inwieweit eine solche Zielstellung zu verwirklichen ist, hängt zwar viel von jedem Teilnehmer ab, aber auch von der soliden Vorbereitung und Durchführung. Daher muß der Teilnehmerkreis für solche Veranstaltungen immer begrenzt auf etwa 40 bis 50 Personen sein. Diese Größenordnung ist außerdem noch wichtig, um ein hohes Maß an Gemeinschaft zu entwickeln. Hier wird — wenn auch auf Zeit — Urgemeinde angestrebt.

Der Vollständigkeit halber muß unter den Laienaktivitäten noch die „Oberst-Helmut-Korn“-Akademie erwähnt werden. Sie steht auch unter der Obhut der katholischen Militärseelsorge, hat aber einen anderen Akzent. Zu den anspruchsvollen Veranstaltungen — z. Z. in Gemeinschaft mit der Akademie Fulda — werden speziell militärische Führer in verantwortli-

chen Positionen — Zug / Kompanie / Bataillon — eingeladen, die nicht im Verband (GKS) oder in den Räten tätig sind. Es handelt sich zuweilen um Persönlichkeiten, die eine organisierte Laienarbeit aus guten Gründen ablehnen, aber dennoch am Dialog in der Kirche teilnehmen wollen. Daß auch hier eine Organisation nicht von selbst läuft, sondern von Helfern gemacht werden muß, ist selbstverständlich. Die Organisatoren wiederum bedürfen auch der Ausbildung und haben also teil an den Angeboten der vor aufgeführten Bereiche.

Nicht erwähnt sind nun die Angebote auf einer anderen als Bundesebene. Das weitreichende Angebot in seinen verschiedenarti-

gen Zuständigkeiten zu schildern, würde den Rahmen dieser Übersicht sprengen. Nur sicher ist, daß auch hier über die Strukturen ein lebhafter geistiger Austausch stattfindet.

Auf diese Weise wird Kirche transparent und lebendig. Bedürfnisse vor Ort, Informationen mit anderen Entscheidungsebenen und Reflexionen über Themen und Probleme sind ein Kennzeichen dieser lebenden Kirche.

Nicht vergessen werden sollte, daß all diese Möglichkeiten sich nur entwickeln konnten, weil weit-sichtige Militärbischöfe, Generalvikare, Dekane und Geistliche die Freiheit des Handelns vertrauensvoll in die Hände verantwortungsbewußter Laien gelegt haben.

FÜHRERREISE 1990

Aufgabe

Der Titel zu unserer Veranstaltung wurde gewählt, damit ein Unterschied erkennbar wird zu den „Rom-Seminaren“, die allgemein zugänglich sind.

Mit dieser Reise soll einer Gemeinschaft etwas angeboten werden, das der Verantwortungsebene der Teilnehmer gerecht wird. Da es außerdem eine Veranstaltung für führende Laien in der Militärseelsorge ist, wird der besondere Bezugspunkt „christliche Verantwortung“ erkennbar. Daher ist auch der Aufbau dieser Fahrt entsprechend angelegt.

Zunächst kann von einer „Führungsmannschaft“ erwartet werden, daß sie ein Höchstmaß an Kameradschaft, Rücksichtnahme und wachem Interesse aufbringt. Und nicht zuletzt ist das Mitdenken und Mitfühlen gefragt.

Diese Führerreise ist die neue Form einer in Deutschland und früher in Preußen mit großem Erfolg geübten Tradition. Zu dem besonderen Zweck unseres Tuns als militärische und christlich-kirchliche Verantwortungsträger nehmen wir die erprobten Mittel der Führerreise und der Exerzitien, um ein hohes Maß an Information und Selbstbesinnung zu erreichen, über die Exerzitien will ich mich nicht auslassen, das wird der geistliche Beirat Dekan Theis*) tun.

Geschichte

Ich möchte auf den Inhalt und die Geschichte der Führerreise zu sprechen kommen. Der alte preußische Generalstab hatte eine Form der Unterweisung des Führer-corps, die später in fast allen Armeen der Welt Schule gemacht hat. Bereits Karl von Clausewitz (*1780, †1831) hat in seinem Buch „Vom Kriege“ auf die Notwendigkeit der Tätigkeit des Generalstabs hingewiesen. Im VI. Buch, Verteidigung, geht er im 30. Kapitel, „Verteidigung eines Kriegstheaters“, auf den Dienst des Generalstabs näher ein. Der Dienende muß wissen um das Land, die Vorräte, die Festungen, die Hindernisse des Bodens usw. Seine Aufgabe verlangt topographische Kenntnisse und historische. Bei den letzteren warnt er davor zu übertreiben. Denn damit könnte das freie Handeln eingeengt werden, wenn man versuchen wollte, alle Entscheidungen zu systematisieren. Aus der Schulung in der Topographie entstanden die Generalstabsreisen, die des Truppengeneralstabes bis zu den Divisionen und Generalkommandos und die des Großen Generalstabes als oberstem Führungsgremium (vgl. Brockhaus 1902).

Nach dem I. Weltkrieg wurde dann der Große Generalstab nicht

*) war Teil der Einführung in Flüeli

mehr zugelassen, die Ausbildung selbst ging in der Truppe jedoch weiter. So wurden die Reisen dann zu Reisen des Führercorps. Hier kamen jedoch neben den Offizieren im Generalstabsdienst auch Truppenführer hinzu.

Erlebnis

Als Kradmelder habe ich 1939 meinen damaligen Regimentskommandeur Oberst von Ravenstein zu einer solchen Führerreise an die Mosel begleiten dürfen. Die Leitung hatte der Panzergeneral Guderian. Da viele Infanteristen dabei waren, begann die berühmte erste Phase mit der Bestimmung des eigenen Standorts. Nun hieß es aus dem Munde aller Obersten und Generale: „Wir stehen hier am Lauf der Mosel bei km..., etwa 100 m über dem Moseltal, unter uns liegt Cochem....“ Fast alle brachten die gleichen Sprüche, und Guderian wurde immer ungeduldiger und bemerkte, daß man im Zeitalter der Motorisierung so kleinkariert nicht mehr denken dürfe. Die nächsten Herren wurden mutiger: „Im Norden die Eifel, im Süden der Hunsrück....“ Der Leitende war immer noch nicht zufrieden.

Dann war mein Oberst Ravenstein an der Reihe. Seine Antwort lautete — indem er mit dem Arm die Richtung anzeigte: „Im Norden Nordsee, im Süden Mittelmeer, wir an der Mosel in der Mitte, ebenso in der Mitte zwischen Atlantik im

Westen und Weichsel im Osten!“ Einige der altgedienten hohen Ränge konnten sich das Lachen kaum verkneifen, doch Guderian ging auf den Oberst zu und sagte: „Meine Herren, so muß die Panzerwaffe geführt werden.“

Der Große Generalstabschef Helmuth Graf von Moltke (*1800, †1891) rief als Oberst, Mitte August 1854 auf einer Generalstabsreise in der Lausitz, als man in der Tischrunde unter Vorsitz eines hohen Generals überlegte, wer wohl Nachfolger des kränkenden Wissenschaftlers Alexander von Humboldt werden könne: „Louis Schneider.“ Eisiges Schweigen, dann schallendes Gelächter. Louis Schneider war Schauspieler, hatte eine Vorliebe für den Soldatenstand und war als Mitglied der „Königlichen Bühne“ ein gesuchter Vorleser bei König Friedrich Wilhelm IV. Seine Stärke: Vorlesungen aus Humboldts wissenschaftlichen Werken, die dadurch Kraft und Farbe erhielten (Moltke, Gespräche, Hrsg. Eckerhard Kessel, Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, S. 18).

Nun gut, was zeigen diese beiden Beispiele:

- Einmal, es herrschte ein offener, humvoller Ton.
- Zum zweiten, man war bemüht, sich viele wichtige Umstände anzuschauen oder auch vorzustellen, um dann fundiert Entscheidungen treffen zu können.
- Zum dritten aber wird deutlich,

daß der Mensch im großen Spiel nur — auch 1939 noch — eine Rolle am Rande führte.

Für uns ergeben sich außerdem einige Defizite, die heute von Bedeutung sind — von besonderer Bedeutung:

- Der Mensch, unsere Auffassung vom Bild des Menschen — und dabei nicht nur vom Bild des Kameraden, sondern auch von den Menschen des zivilen und des gegnerischen Bereiches — Diener der Sicherheit und Freiheit der Völker — muß im Mittelpunkt stehen.
- Der Mensch ist Ebenbild Gottes in der Schöpfung Gottes — in der Welt.

So wird daher auch die Thematik dieser Reise viel weiter ausgedehnt werden müssen, als es zu allen früheren Zeiten denkbar gewesen wäre. Hinzu kommt natürlich noch der Aspekt des Soldaten, der in seiner Kirche verwurzelt ist.

Nimmt man diese Gesichtspunkte zusammen, dann ist die Präzisierung nicht mehr unklar.

Heute

Der Mensch auf dieser Erde:

- der Gestalter der Natur, der zwischenmenschlichen Beziehungen
 - in Geschichte
 - Politik

- Landwirtschaft und Wirtschaft,
- der Bruder in der Völkerfamilie Europas,
- der zum Glauben gerufene Christ,
- das aus dem Glauben lebende, handelnde und im Glauben gehaltene und erlöste Geschöpf Gottes.

Und seit dem 3. Oktober 1990 tritt für uns als Katholische Laien in der Mitverantwortung für unsere Kirche hinzu, missionarisch tätig zu sein. Denn mit dem Zuwachs von fast 17 Millionen deutscher Landsleute müssen wir wissen, daß fast 10 Millionen weder getauft noch über Christus unterrichtet sind.

Neben den sichtbaren wirtschaftlichen Ruinen, neben der zerstörten Landschaft hat dieses Regime des Sozialismus uns 10 Millionen von Gott entfremdete Seelen hinterlassen. Sie gilt es wiederzugewinnen durch jeden, der an einem Platz steht, der es ihm ermöglicht, Einfluß zu nehmen.

So dient unsere Führerreise 1990 dazu, die Verbundenheit mit der Geschichte Europas zu stärken, die Augen zu öffnen für die vielfältige Pracht — aber auch Not und Aufgabe — des Lebens und das Bewußtsein zu wecken für die Heilsaufgabe der Kirche in einer interessanten, aber geistig unruhigen Zeit.

FAHRTABLAUF

Bonn — Abfahrt

Geologische Strukturen

Nach der Begrüßung wurden Informationen über die Landschaft gegeben:

Wir fahren am Fuße des Siebengebirges vorbei. Das Siebengebirge, der Westerwald, die Eifel gehören alle zum großen Gebiet des Rheinischen Schiefergebirges. Dieses erstreckt sich von der Ruhr im Norden bis zum Taunus im Süden. Im Osten ist die Grenze ungefähr ostwärts des Westerwaldes, im Westen liegt sie am Hohen Venn mit den Einbrüchen der Trierer und der Kölner Bucht.

Diese Landschaft ist nicht einheitlich in ihrer Bodenstruktur. Inmitten der großen Schieferplatte ragen Formationen aus Basalt und Tuff hervor. Dazu gehören das Siebengebirge, eine Strecke nördlich Koblenz, ein großer Teil des Westerwaldes. Diese Basalt- und Tuffblöcke sind Reste ehemaliger *eruptiver* Ereignisse.

Nördlich der Alpen zeigt die Geologie Deutschlands bis zu einer Tiefe von wenigen Kilometern eine deutliche *Dreigliederung*. Die älteste Einheit besteht aus stark verfalteten bis verschieferten, sedimentären und metamorphen Gesteinen (ca. 360 Millionen Jahre).

Darüber liegen wenig deformierte und wesentlich geringer verstellte Gesteine aus dem Zeitabschnitt des Perm-Tertiär (280—60 Millionen Jahre), die als Deckgebirge bezeichnet werden können. Die dritte Einheit besteht aus quartärem Lockersediment (1,5 Millionen Jahre), das vor allem in Norddeutschland und im Alpenvorland zu finden ist.

Nach der Fahrt durch das Frankfurter Becken kommen wir mit Aschaffenburg in die Gegend von Spessart und Odenwald, die durch den Main getrennt werden. Beide Waldgebiete haben eine einheitliche Buntsandsteingrundlage (ca. 220 Millionen Jahre). Im Odenwald sind starke Einsprengungen von magmatischen und metamorphen Gesteinen, Basalten des Tertiär (64 Millionen Jahre) vulkanischen Ursprungs festzustellen. Aber auch der Spessart hat kristalline Gesteine älteren Ursprungs aufzuweisen.

Land und Leute

Anschließend folgen Informationen über Land und Leute:

Inzwischen haben wir mit der Autobahnauffahrt das Land Nordrhein-Westfalen verlassen und befinden uns in Rheinland-Pfalz. Kurz vor Limburg verlassen wir dieses „Weinland“ und kommen nach Hessen. Richtig „schwierig“ wird

es dann, wenn wir bei Stockstadt — kurz vor Aschaffenburg — in den Freistaat Bayern einreisen. Diesem Land bleiben wir treu bis an die Grenze nach Österreich. Sie werden, wenn Sie mit den Menschen sprechen, jedoch feststellen, daß auch Bayern seine Unterschiede hat. So bezeichnen sich die Franken — und hier wieder gibt es Ober- und Unterfranken — als Muß-Bayern. Andere wieder behaupten, sie seien die Preußen Bayerns.

Wir wollen nicht in die Einzelheiten gehen, betrachten Sie die schöne Natur. Es wird versucht, Sie ab und an auf Sehenswürdigkeiten hinzuweisen oder Ihnen hin

und wieder einige Zahlen an die Hand zu geben.

Unsere Bundesrepublik Deutschland hat heute eine Ausdehnung von 357042 km² und eine Einwohnerzahl von 79 Millionen (zum Vergleich: Österreich 83854 km², 7,5 Millionen Einwohner; Italien 301262 km², 56,6 Millionen Einwohner; Schweiz 41293 km², 6,3 Millionen. Und noch ein Vergleich: Wir haben eine Küstenlänge von ca. 500 km, Italien eine solche von über 8500 km einschließlich der Inseln).

Kommen wir aber noch einmal zu den Ländern der Bundesrepublik Deutschland (Zahlen nach der Vereinigung):

1. Schleswig-Holstein	2,6 Mio.	15660 km ²
2. Hamburg	1,6 Mio.	747 km ²
3. Bremen	0,7 Mio.	404 km ²
4. Niedersachsen	7,2 Mio.	24274 km ²
5. NRW	17,1 Mio.	34057 km ²
6. Hessen	5,7 Mio.	21112 km ²
7. Rheinland-Pfalz	3,7 Mio.	19838 km ²
8. Saarland	1,1 Mio.	1924 km ²
9. Baden-Württemberg	9,6 Mio.	35751 km ²
10. Bayern	11,2 Mio.	70547 km ²
11. Berlin	3,1 Mio.	838 km ²
12. Mecklenburg-Vorpommern	1,9 Mio.	23500 km ²
13. Brandenburg	2,6 Mio.	30000 km ²
14. Sachsen-Anhalt	3,0 Mio.	20450 km ²
15. Sachsen	4,9 Mio.	18000 km ²
16. Thüringen	2,7 Mio.	16250 km ²

Limburg

ca. 29000 Ew, mittelalterliches Stadtbild. Dom, spätromanischer Bau, im Inneren frühgotische Elemente. Alte Burg aus dem 13. Jh. (heute Diözesanmuseum).

Wiesbaden

ca. 270000 Ew, Kurstadt, Landeshauptstadt von Hessen, Thermalquellen seit der Zeit der Römer.

Frankfurt a. M.

ca. 650000 Ew, „Finanz-Stadt“, Sitz der meisten deutschen Banken. Kaiserdom, 852 konsekriert, im 14. Jh. vollendet, 1950—1953 nach Bombenschäden restauriert. „Römer“ mit Kaisersaal, in dem einst die Krönungsbankette stattfanden. In der Paulskirche, 1833

gebaut, tagte 1848/49 die Deutsche Nationalversammlung.

Aschaffenburg

ca. 56000 Ew, „erste Stadt in Bayern“, Industriestadt. Renaissance-Schloß, 1604—1614 erbaut, diente dem Kurfürsten von Mainz als Zweitresidenz.

Würzburg

ca. 120000 Ew, Hauptstadt von Unterfranken, traditionsreiche Handels- und Industriestadt, Verkehrsknotenpunkt, Festung Marienberg, Marienkirche 706, Burg 1201 gegründet. Residenz, süd-deutscher Barock, Balthasar Neumann, 1744 fertiggestellt. Dom 1045, eine der größten Schatzkammern in der Bundesrepublik, Werke von Tillmann Riemenschneider.

Ferdinand von Österreich

Wenn wir uns jetzt der Stadt Würzburg nähern, dann müssen wir uns an eine Persönlichkeit erinnern, die wahrhaft europäische Bedeutung besitzt.

Erzherzog Ferdinand von Österreich (*1769, †1824) war Großherzog der Toskana (1790—1801) und nach dem Sieg über Napoleon von 1814 bis zu seinem Tode 1824 wiederum Regent dieser italienischen Region.

Zwischenzeitlich war er von 1802 bis 1806 Kurfürst von Salzburg und 1806 bis 1814 Kurfürst und Großherzog zu Würzburg. Er residierte in Florenz, Salzburg und Würzburg. Er war damit drei großen Kulturzentren verbunden und hat einen erheblichen Beitrag zu einer europäischen Lösung geleistet. Trotz der Kürze seiner Regierungszeiten hat er Verbindungen geknüpft, die teilweise bis weit ins 19. Jahrhundert gehalten haben.

Herkunft

Die bewegten Zeiten in der großen Politik schlugen sich im Leben dieses Kaisersohnes wieder. Ferdinand war der zweitälteste Sohn des Kaisers Leopold III. Daher wurde er 1790 dessen Nachfolger als Großherzog der Toskana. Zur Geschichte der Toskana werden wir dann noch erfahren, wie die Öster-

reicher auf diesen Herrscherstuhl gelangten.

Ferdinands Herrschaft dauerte nicht lange. 1800 schlug Napoleon die kaiserlichen Heere bei Marengo und Hohenlinden entscheidend, und Österreich wurde gezwungen, Oberitalien aufzugeben. Aber auch in der damaligen Zeit gingen Herrscher meist glimpflich miteinander um. Man suchte für den entmachteten Großherzog eine „Anschlußverwendung“. Denn mit dem Frieden von Lunéville, der das Ergebnis des Schlachtfeldes festschrieb — 1801 —, war er „arbeitslos“.

Säkularisation

Just in diesen Jahren fand nun die Säkularisation der kirchlichen Besitzungen statt. 1803 wurden die kirchlichen Herrschaften und der gesamte kirchliche Besitz durch den „Reichsdeputationshauptschluß“ *entschädigungslos* eingezogen und an die Reichsfürsten verteilt, die durch die Gebietseroberungen Napoleons geschädigt waren.

Salzburg

Salzburg war Fürstbistum und wurde nun in ein Kurfürstentum „verwandelt“. Ein Mann mit Regierungserfahrung — Erzherzog Ferdinand stand zur Verfügung und wurde so für fünf Jahre Landesherr in Salzburg. Er war den Salzburgern ein guter Landesvater.

Das muß ausdrücklich betont werden.

Würzburg

Leider war seine Herrschaft nicht von Dauer, denn Österreich verlor den unglücklichen Feldzug von 1805 und wurde dafür im Frieden von Preßburg durch Gebietsveränderung „bestraft“. Salzburg kam nun zu Österreich, und Würzburg, das nach der Säkularisation zunächst zu Bayern kam, wurde 1806 Kurfürstentum und nach der Auflösung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation selbständiges Großherzogtum bis 1814.

So machte auch Ferdinand die Veränderungen der Würden mit. Er wurde Kurfürst und dann wieder Großherzog. Dieses Hin und Her hat jedoch seinen Ländern nicht geschadet. Er sorgte auch für die Menschen in Würzburg.

Doch Napoleon wurde geschlagen, und es kam zum Wiener Kongreß (1814/15). Das Bemerkenswerte an diesem Kongreß ist, daß er weniger neue politische Formen hervorbrachte, sondern vorwiegend auf eine Restauration alter Strukturen zielte. Daher — und auch durch die geschickte Politik Talleyrands (*1754, †1838), des französischen Außenministers — gelang es Fürst Metternich (*1773, †1859), Frankreich relativ ungeschoren davonkommen zu lassen, Österreich aber zu arrondieren auf Kosten anderer deutscher Staa-

ten. Man hatte einfach „vergesen“, daß das Volk inzwischen — insbesondere durch den Krieg gegen Napoleon — politischer, reifer und klüger geworden war. Die Revolution von 1848 ist dann letztlich eine Folge dieser Politik über die Köpfe der Menschen hinweg.

Für Ferdinand hatte der Wiener Kongreß die Folge, daß er wieder als Großherzog in die Toskana zurückging.

Florenz

Da sich die politische Situation in Italien durch die Kriege mit und gegen Napoleon auch geändert hatte, stellten sich dem alten — neuen Herrscher Aufgaben, die sein ganzes Geschick erforderten. Die Einigkeitsbestrebungen nahmen zu. Gerade die Toskana trug durch ihre gehobene und dennoch im Volke verbreitete Sprache einen guten Teil zu diesen Bestrebungen bei.

Aber auch unter diesen ungünstigen Umständen bewies Großherzog Ferdinand ein bemerkenswertes Geschick. Er löste die Toskana aus manchen Verstrickungen der Vergangenheit, er half die Wunden des Krieges zu heilen und dem Land Hoffnung zu geben.

Wenn sich dann auch diese Hoffnungen nicht auf Dauer halten ließen, so ist das weniger ein Versäumnis Ferdinands als das seiner Nachfolger. Vor allem aber war eben die politische Reife des Volkes gestiegen und auch der

Wunsch — der Italiener und der Deutschen — nach staatlicher Einheit nicht genug berücksichtigt worden. Zudem entwickelte sich eine nationale Dynamik. Wir werden auf diese Thematik noch zu sprechen kommen, wenn wir in Florenz Fakten zur Einigung Italiens betrachten. (Vgl. dazu auch Rom-Seminare, Buch II, Teil II, Italien — der Weg zur Einheit, S. 169—177.)

Rothenburg ob der Tauber

12500 Ew, ehemalige Reichsstadt, mittelalterliches Stadtbild. Protestantische Stadtpfarrkirche St. Jakob 1373. Ehemalige Franziskanerkirche, 1285 begonnen, frühgotischer Bau. Rathaus 13. u. 16. Jh., Gotik, großer Teil Renaissance, Baumeisterhaus 1596.

Ulm, Baden-Württemberg

100000 Ew, einstige Reichsstadt, 1164 Stadtrecht, 1274 „reichsunmittelbar“. Münster, 1377 begonnen, höchster gotischer Kirchturm der Welt. Residenzschloß, 1443 erbaut.

Augsburg

245000 Ew, Stadt der Fugger und Welser, seit der Römerzeit fe-

ste Siedlung, 122 röm. Stadtrecht, 1276 Stadtrecht durch König Rudolf von Habsburg. 738 Bischofsstadt. Dom St. Maria, 10. Jh. begonnen, 1047/63 Neubau gotische Pfeilerbasilika, St. Ulrich und Afra, über dem Grab der hl. Afra um 400 erster Bau, 1467—1526 spätgotischer Neubau. St. Anna-Kirche mit Fugger-Grabkapelle, 1321 als erster Renaissancebau in Deutschland.

München

1360000 Ew, Landeshauptstadt Bayerns, 1158 Marktrechte, 1214 Stadtrechte, 1255 Regierungssitz der Wittelsbacher. Frauenkirche, spätgotischer Backsteinbau, 1468 Grundsteinlegung, 1821 Metropolitankirche. Franziskanerkirche St. Anna im Lehel 1737. St. Johann Nepomuk/Asamkirche, 1733—46 erbaut. Ehem. Augustinerklosterkirche, 1291—94 errichtet. Bürgeraal 1709. Jesuitenkirche St. Michael, 1583—97 errichtet. Pfarrkirche St. Peter, 1278—94. Theatinerkirche, 1663 begonnen. Alter Hof seit 1253. Residenz, Baubeginn 1385. Schloß Nymphenburg, 1664—74 als Sommerschloß erbaut. Altes Rathaus, Teile von 1470—80.

DAS ALPENLAND — DIE „EWIGEN“ BERGE

Boden und Berge

Wenn wir von München abfahren, dann durchqueren wir — quasi wie in einem Aufriß — eine Reihe sehr unterschiedlicher Landschaften, die jeweils andere Ursprünge und Bodenstrukturen haben.

Voralpenland

Bis etwa auf die Höhe von Murnau reicht die Molasse. Man versteht darunter den weichen, lockeren Sandstein im Alpenrandgebiet, insbesondere auch die Sandstein- und Konglomeratschichten tertiären Alters im nördlichen Alpenvorland. Diese Schichten entstanden erst in der Erdneuzeit, also vor etwa 60 Millionen Jahren. Immerhin gab es damals schon Säugetiere.

Von Murnau an etwa steigt dann die Haupt-Flysch- (sprich Fliesch)-Decke des Kalkalpen-Nordrandes an. Damit komme ich zu einer Theorie, die sehr modern ist, aber noch nicht in allen Teilen wissenschaftlich erforscht werden konnte. Man wußte schon lange, daß die Alpen nicht einfach Aufbrüche sind, sondern von Süden nach Norden zusammengeschoben wurden. Dabei aber — und das ist neu — wurden Gesteinsmassen von ungeheuren Dimensionen auch übereinandergeschoben.

Die Alpen

Die Zeit der großen Gebirge — Himalaja, amerikanische Kettengebirge usw. begann in der Trias — also vor rund 200 Mio. Jahren. Diese Gebirge übertreffen das Alter der Alpen um etliches. So ist die Bildung der ersten Auffaltungen der Alpen — etwa um die gleiche Zeit — relativ klein. Erst vor 100 Mio. Jahren — während der Kreidezeit — erhoben sich die Alpen über den Meeresspiegel. Sie erreichten aber kaum 1000 m Höhe. Erst in jüngster Zeit — erdgeschichtlich gesehen —, also vor 30 Mio. Jahren (Jung-Tertiär) wurden sie dann zu den Hochgebirgen, wie wir sie heute kennen.

Die Bewegungen sind noch nicht abgeschlossen, und es ist rein theoretisch möglich, daß sie bei Beibehaltung gleicher Abtragung und tektonischer Bewegung noch 2000—3000 m höher werden können. (Vermutlich werden aber auch unsere Enkel das nicht mehr erleben.)

Die Alpen — an deren Rand wir nun stehen — erstrecken sich über 1200 km von der Côte d'Azur im Westen bis zum Wiener Becken im Osten. Die höchsten Gipfel (u.a. Montblanc 4807 m) findet man im Westen. Wenn man auch einheitlich von „den Alpen“ spricht, so hat doch die Wissenschaft nachgewiesen, daß es sich keineswegs um ein Zentralgebirge mit nach au-

Ben abfallenden jüngeren Rändern handelt. Die sehr kompliziert über- und durcheinanderliegenden Schichten haben erkennen lassen, daß die Alpen nicht durch Erdausbrüche entstanden sind. Vielmehr sagt die modifizierte Falten-theorie, daß sich beim Aufschieben der Falten gigantische Überschiebungen ergeben haben. So glaubt man beweisen zu können, daß Zugspitze und Watzmann von ihren Ursprungsgebieten in den Südalpen losgerissen und 100 km nach Norden transportiert wurden. Sie stehen nun keineswegs mehr auf ihrem Urgrund, sondern auf Schutt-ablagerungen des Alpenvorlandes. Es wird noch eine längere Zeit dauern, bis man eine schlüssige Theorie entwickeln kann, woher solche Berge nun stammen.

Nach Beginn der Gebirgsbildung begannen dann die Kräfte der Verwitterung und Abtragung, und sie produzierten jenen „Alpenschutt“, der sich von der Donau bis an den Alpenrand angesammelt, durcheinandergeschoben, gemischt hat.

Plattentheorie

Warum und wieso man heute zu diesen Erkenntnissen gekommen ist, geht aus „der Plattentheorie“, die seit 1912 (Alfred Wegener) immer mehr Anhänger findet, hervor. Man nimmt an, daß die Erde feste Platten bildete, die von noch nicht feststellbaren Kräften auseinander, aber auch gegeneinander getrieben wurden. An den

„Knautschzonen“ entstanden dann die Faltengebirge. Das in aller Kürze zur Erläuterung.

Am Fuße der Berge

Wir aber durchfahren die Voralpen, sehen die ständig wechselnde Landschaft, erkennen die Moorgebiete um Benediktbeuren, um Murnau, sehen den Staffelsee und wissen von den Groß-Seen: Walchensee, Kochelsee usw.

Zur Rechten beginnen die Ammergauer Alpen. Mit Garmisch stehen wir dann vor dem Wettersteingebirge. Mit Mittenwald orientiert sich alles mehr zum Karwendelgebirge. Diese Berge sind aus Kalkstein, der aus einer Verbindung mit dem im Meereswasser enthaltenen Magnesium entstanden ist. Man kann deutlich unterscheiden zwischen Entwicklungen, die sich in der Tiefsee vollzogen haben oder in den Randzonen, im Schelf- oder Lagunenmeer. Gerade die später auftauchenden Dolomiten sind eine besondere Art von Stein, der sich vor ca. 225 Mio. Jahren tief im Meer gebildet hat.

Das Karwendelgebirge begleitet uns von Mittenwald über Seefeld bis Innsbruck. Wir fahren sozusagen am Westrand vorbei. Das Bild der Berge ändert sich je nach der Stärke der fruchtbaren Flysch-Schicht. Das Innere der Berge aber besteht aus Schichtgesteinen, vorwiegend aus Kalken und Dolomiten, die aus Ablagerungen von Algen und Korallen im „alten“ Mittel-

meer entstanden sind. Auffällig ist vielfach die helle Farbe des Wetterstein-Kalkes.

In den Bergen

Von Innsbruck an liegen dann zur Rechten die Stubeier Alpen. Sie sind vornehmlich aus kristallinem Schiefer, aus Gneisen und Graniten aufgebaut. Auch hier haben sich oftmals ältere über jüngere Schichten geschoben. Es finden sich sogar Kohlenflöze mit Pflanzenresten aus der Karbonzeit (250—300 Mio.). Durch Bohrungen hat man diese Deckenüberschiebungen erkannt.

Zur Linken sieht man die Tuxer Voralpen und die Zillertaler Alpen. Dieses oft vergletscherte Felsmassiv ist aus Granitgneis. Besonderes Kennzeichen dieser Berge ist der schwarzweißgefleckte, sehr widerstandsfähige Zentralgneis, vielfach mit schwarzen Einschlüssen, die darauf schließen lassen, daß vor rund 240 Mio. Jahren die Umschmelzung zu Granit oder Diorit nicht immer makellos erfolgte. Die Zillertaler Alpen begleiten uns über den Brenner bis nach Sterzing.

Die Bergriesen des Südens

Hier finden sich nun die sagenumwobenen Gebirgsgruppen um den Ortler, die Brenta, die Sarntaler Alpen und die Dolomiten.

Von Brixen aus liegen in Fahrtrichtung Süden rechts die Sarnta-

ler Alpen und links die Ausläufer der Dolomiten (Marmolada, Rosengarten usw.).

Die Brentagruppe liegt südlich von Bozen zur Rechten. Brenta und Dolomiten sind Kalkberge, die einst im Meer von unzählbaren kleinsten Lebewesen aufgebaut und dann bis auf über 3000 m aus dem Meeresboden aufgeschoben wurden.

Nördlich von Bozen ist noch eine Besonderheit zu vermerken: die Bozener Porphyryplatte. Sie besteht aus Gestein, das vor Jahrmillionen als glühende Lava aus dem Erdinnern emporstieg und an der Luft erkalte. So entstand ein relativ ebenes Hochland.

Entlang der Etsch

Nun begleiten uns an der Autobahn durch das Tal der Etsch von Bozen bis Rovereto zur Rechten die Ausläufer der Ortlergruppe, der Mendelkamm, der Monsberg und all die wundervollen Berge mit den hochstehenden Kirchlein, den einsamen Almhöfen und dem Hauch südlicher Sonne. „König Ortler und sein Reich“ wird diese Region mit vielen vergletscherten Bergriesen aus Porphyrgestein genannt. Es ist die größte Eruptivgesteinsmasse Europas.

Zur Linken begleiten uns die Ausläufer der westlichen Dolomiten. Dann fällt die Strecke weiter von 194 m bei Trient, einem kleinen Anstieg bei Rovereto (212 m) bis hinab nach Verona (59 m) und

Mantua (20 m). Die Täler sind nun auch nicht mehr kreuz und quer gerichtet, sondern laufen vorwiegend nach Süden. Die weite Ebene des Po sehen wir von Verona aus vor uns.

Abschied von den Bergen

Die Zauberwelt der Berge haben wir verlassen. Und jetzt fällt eigentlich erst auf, was nicht behandelt wurde.

Pflanzen

Da ist zunächst die Pflanzenwelt. Man kann nur staunen, wenn man liest, welche Blumen, Gräser, Kräuter, Sträucher und Bäume in der Bergwelt zu Hause sind, vom blauen und gelben Enzian bis zur „Königin der Blumen“, dem Edelweiß, von den hochragenden Eiben bis zu den verkrüppelten Latschenkiefern an der Baumgrenze.

Tiere

Die Tierwelt fehlt ganz. Kein Wort über die putzigen Murmeltiere, die flinken Gamsen und den König der Vögel, den Adler. Aber auch nichts über die Tiere, die der Mensch hier heimisch gemacht hat.

Menschen

Und ebenso fehlt etwas über den Menschen. Er hat seit Tausenden von Jahren in den Bergen gewirkt — zum Guten — zum Schlechten. Verkehrswege, Städ-

te, Dörfer, Ackerbau und Viehzucht sind notwendige Spuren. Seilbahnen und Skiabfahrten sind — vor allem in der Menge — umstritten. Wasserkraftwerke sind nicht immer gut angelegt. Wer, wie wir, diese Strecke fährt, dem fällt das Wirken des Menschen besonders auf.

Man erkennt den Fleiß der Bewohner an den gepflegten Gärten und Feldern, an den sauberen Häusern und geordneten Ansiedlungen. Es ist ein schönes Land. Aber es ist ein Land, das seine Menschen prägt. Auch heute noch sind die Unbilden der Natur nicht zu verkennen. Heftige Unwetter, harte Winter und glühende Sommer können zu schaffen machen. Doch die Menschen haben gelernt, mit der Natur umzugehen. Sie wissen, daß all ihre Not und Sorge in Gott aufgehoben ist. So müßte eigentlich noch ein Kapitel von den frommen Menschen des Tiroler Landes folgen. Doch dann müßte man ein Buch schreiben. Für diese Fahrt soll alles nur Anstoß sein, in dieser oder jener Richtung weiterzudenken, zu suchen, offen zu sein für den Eindruck einer imponierenden Welt, die auch aus der Hand unseres Schöpfers stammt.

Garmisch-Partenkirchen

700 m, 28000 Ew, Ortsteil Garmisch: die „Alte Kirche“ 1446. Pfarrkirche mit „Wessobrunner“ Stuckornamenten, 1730—33 erbaut. Wallfahrtskirche St. Anton 1704. Zugspitze 2964 m. Waxen-

steine, Wettersteingebirge und Karwendel.

Mittenwald

920 m, 10000 Ew, Römer- und Handelsstraße, urkundlich erstmals 1080, bis 1803 zur bischöflich-freisingschen Grafschaft Werdenfels. 1361 erhielt M. die Marktrechte von Karl IV. Blütezeit von 1487—1679. Seit 1684 Geigenbauertradition.

Innsbruck

574 m, 120000 Ew, Landeshauptstadt von Tirol, größte Blüte unter Kaiser Maximilian I. Goldenes Dachl, Hofkirche und viele Bürgerhäuser. Heute in Außenbezirken Industriestadt, sonst gesuchter Ferienort.

Sterzing

948 m, ca. 4000 Ew, malerische und besterhaltene Stadt Tiroler Stiles.

Geschichte Norditaliens — Tirols

Der Geschichte dieses schönen Landstriches nachzugehen ist eine schwierige Aufgabe. Es soll versucht werden, das in einem skizzenartigen Aufriß zu bewältigen.

Um 50 vor Christus gehörte das Land südlich der Alpenkämme, begrenzt im Westen von den cotti-schen Alpen und im Osten — etwa — von der Linie Brenner-Trient-Verona, im Süden vom Laufe des Po, zur Provinz Gallia transalpina. Südlich des Po bis zu den Kämmen des Appenin gehörte das Land zur Provinz Gallia cisalpina. Hinsichtlich der Bevölkerung zählte man die Einwohner vorwiegend zu den Rättern. Unter Kaiser Augustus — das war der, dem die erste Volkszählung auf Anhieb gelang — gehörte dieser Teil Norditaliens zu den Regionen Venetia und Transalpina.

Mit der Völkerwanderung — 395 bis 453 n. Chr. — wurde es dann schwierig. Ostgoten zogen durch die Alpentäler, Langobarden „besuchten“ die Po-Ebene, und alle strebten nach Süden ins Land der Sonne — nach Rom. Am Ende der Völkerwanderung — nach 476 — gehörte fast ganz Italien (einschl. des größten Teils von Sizilien) zum Reich Odoakers. Im Jahre 526 bildet Italien mit Teilen des heutigen Jugoslawien das Reich der Ostgoten. 568 beherrschen — mit Aus-

nahme von Genua, Ravenna, Venedig, Rom, Neapel und dem äußersten Süden Italiens — die Langobarden dieses Land.

Im 10. und 11. Jahrhundert wird es noch turbulenter. Die Karolinger dehnen ihre Macht aus, der Kirchenstaat wächst, und Italien wird zerstückelt. Norditalien gehört mit der Lombardei um 888 zum Königreich Italien. Die Bevölkerungskarte um 895 weist diese Gebiete als Mischgebiet von romanischer und germanischer Bevölkerung aus. Um 1204 gehört die ganze Nordregion zum Königreich Italien, das aber dann mit Trient, Verona, Venedig und Tirol zum Römisch-Deutschen Reich gehört.

Auch in der Untergliederung gibt es feine Unterschiede: so gehören Meran, Bozen, Trient zum Herzogtum Bayern. In Norditalien gibt es die Städte des Lombardischen Bundes, die zum Teil kaisertreu sind. Im 14. Jahrhundert — 1378 — dehnt sich das Herzogtum Bayern zwar bis zu den Alpenspitzen aus (westlich des Brenner), aber Innsbruck, Tirol und Bozen gehören zur Grafschaft Tirol. Brixen ist geistliches Gebiet. Und ebenso das Land um Trient.

Die Grafschaft Tirol hat auch wechselnde Herrschaften, 1334—1341 herrschen die Lützelburger, 1342—1363 sind Bayern die Herren. Und ab 1363 wird Tirol habsburgisch. 1477 schiebt sich die Republik Venedig von Süden bis hart an Trient heran. Zur Zeit der Reformation — 1547 — gehört die Graf-

schaft Tirol fest zu Habsburg — österreichische Linie.

Brixen ist Bistum, ebenso Trient, und damit geistliches und reichsunmittelbares Gebiet. Kleine Gebiete, z.B. um Rovereto, gehören seit 1518 zu Österreich. Verona gehört schon zur Republik Venedig.

Napoleon wirbelt dann die politischen Grenzen erneut durcheinander. Aus Venetien, das durch den Niedergang Venedigs machtlos wird, und den italienischen Republiken — von Mailand bis Bologna — wird mit Auflösung des deutschen Reiches — 1806 — das Königreich Italien. Das Königreich Bayern erhält Tirol — einschließlich der ehemaligen kirchlichen Bistümer — bis südlich Trient, aber ohne Verona. Nach dem Wiener Kongreß — 1815 — hat sich wiederum alles geändert. Tirol gehört nunmehr zu Österreich-Ungarn, Lombardei und Venetien sind eigene italienische Staaten wie das Königreich Sardinien, das Großherzogtum Toskana, das Königreich beider Sizilien, der Kirchenstaat, die Herzogtümer Parma und Modena usw.

1866, während des Krieges Preußen-Österreich, verstärken sich die Einigungsbestrebungen in Italien, Zielrichtung ist: über Verona Tirol und über Padua Trient zu erreichen. So fördert dieser innerdeutsche Krieg die Verluste Österreichs in Norditalien. Doch Österreich bleibt im Besitz Tirols bis 1919.

Auf diese jüngste Entwicklung komme ich später zu sprechen. Hier sollte einmal beleuchtet werden, was Norditalien für Italien und Europa bedeutet. Die Lombardei von heute, mit Mailand als Hauptstadt, hat 8,5 Millionen Einwohner und verfügt über $\frac{1}{5}$ des Brutto-Einkommens Italiens. Die Industriekonzentration wird in Europa nur vom Ruhrgebiet übertroffen. Diese bedeutende Stellung hat Mailand und das Umland seit etwa 1500. Wer Mailand besaß, konnte der Herrschaft in Oberitalien und damit letztlich auch in ganz Italien sicher sein. Diese geschichtliche Lehre haben Franzosen, Spanier, Deutsche und Österreicher mehrfach teuer mit Blut bezahlen müssen.

Tirol

Zu Tirol zählte einmal das Gebiet von etwa Mittenwald bis Trient und von der Schweizer Grenze bis nach Kärnten. Dabei muß gesagt werden, daß Brixen und Trient zeitweilig geistliches Gebiet waren und einen Sonderstatus hatten. Vom Volksstamm her waren und sind die Tiroler diesseits und jenseits der Alpenkämme sich sehr ähnlich. Und der Sprung über die Pässe war nie ein besonders großes Hindernis.

Erst mit dem Aufkommen der italienischen Irredenta-Bewegung wurde der Ruf laut, daß der Brenner die nördliche Grenze Italiens sein müsse. Österreich hatte in

der folgenden Zeit viel „Arbeit“ mit immer neuen Unruhen, die aber meist weiter südlich entstanden. Einzig lebte in den Südtirolern eine gewisse Abneigung gegen die Kälte des Nordens. So entstand ein natürliches, örtlich gebundenes Heimatgefühl.

Südtirol

1910 gab es im heutigen Südtirol 7000 Italiener. 1939 aber lebten dort 100000. Was hatte sich ereignet? Mit Eintritt Italiens in den ersten Weltkrieg wurde eines der Kriegsziele die Eroberung Südtirols. Geringe Geländegewinne im letzten Kriegsjahr, vor allem aber der Entscheid des Friedens von St. Germain, führten zu einer Vereinbarung von Südtirol. Es muß jedoch hinzugefügt werden, daß eine Volksabstimmung zugunsten eines Anschlusses von Südtirol an Italien vorausging. Die bäuerliche Bevölkerung blieb Österreich treu. Die städtische Bevölkerung jedoch befürchtete, daß die zusammenbrechende Donaumonarchie Ruhe und Ordnung nicht mehr garantieren könne. So begrüßte man die italienische Armee als „Stabilisierungsfaktor“. Aber insgesamt nahm man diese „Umgruppierung“ nicht so sehr ernst, man versuchte, sich zu arrangieren. Hinzu kam auch, daß Österreich einige geschichtliche Fehler gemacht hatte.

Als 1914 der Krieg ausbrach, war Österreich weder geistig vorbereitet noch ausreichend gerüstet. Als dann erkennbar wurde, daß die russische Armee, schon allein von der Masse her, für die Nordflanke Österreichs in Galizien gefährlich wurde, entblößte man die Südflanke Italiens von den besten Tiroler Truppen. Die Männer der Berge kämpften mit dem Mut der Verzweiflung in den Karpaten und später in der ungeliebten galizischen Ebene. Sie zahlten einen hohen Blutzoll. Mit dem Eintritt Italiens in den Krieg war so die ganze Südflanke fast unverteidigt. Alte Landsturmeleute wurden über Nacht in die vorderste Linie gebracht. Geringe deutsche Verstärkungen halfen, so gut es ging.

Es dauerte lange, bis man die Reste der Tiroler Bergdivisionen aus der Front im Osten gelöst hatte und zum Schutz der engeren Heimat einsetzen konnte. Aber auch hier wieder mußten die Tiroler die Last des Kampfes tragen gegen einen Gegner, der motiviert und inzwischen auch recht gut ausgerüstet war.

So blieb bei den Südtirolern das Gefühl, von Österreich verlassen zu sein. Sie konnten nicht ahnen, daß der Faschismus ihnen neue Sorgen bringen würde. Unter Mussolini wurden vermehrt Italiener aus dem Süden im Norden angesiedelt. Und die schlimmste Zeit begann mit dem Umsiedlungsabkommen zwischen Hitler und dem Duce im Jahre 1939.

Zunächst optierten mehr als 80 % 1939 für die Auswanderung, für Deutschland. Sie verließen ihre Höfe und gingen — in einem Rausch der Führer- und Reich-Begeisterung — in eine ungewisse und am Ende trostlose Zukunft. Man versprach den Menschen Land. Man wollte sie geschlossen ansiedeln. Doch da gingen Meinungen, Pläne und Gegebenheiten auseinander. Man wollte einmal im Osten einen Wall „kerniger Bauern“ auf eigener Scholle aufbauen. Aber zunächst ging die Umsiedlung nicht so schnell. Dann gab es im Osten, obwohl inzwischen der Krieg ausgebrochen war, nicht so schnell verfügbares Land. Und auch dieses Land mußte erst enteignet werden. Es kamen persönliche Bevorteilungen von Partei und anderen Stellen hinzu. So wurden die Tiroler nicht geschlossen angesiedelt, sondern vielfach verstreut. Inzwischen hatten aber manche schon eine Zwischenheimat in Bayern, Österreich oder im Sudetenland gefunden. Als dann das fürchterliche Ende des Krieges kam, mußten diese armen Tiroler wiederum ihre neue Heimat verlassen.

In Südtirol aber glaubte die italienische Regierung 1939, die Tiroler in den Griff zu bekommen. Italienische Bauern übernahmen Tiroler Höfe und erlebten durchweg ein Fiasko. Sie kannten weder Land noch Klima, noch hatten sie das richtige Gerät. Ihre Traktoren waren zu schwer, die Menschen

waren Kinder der Ebene und konnten sich nicht schnell umstellen. Nun mußten sie mit Hand arbeiten und, um nicht in Verzug zu kommen, auch an Sonn- und Feiertagen. Die Einheimischen spotteten darüber.

1943, nach dem Sturz Mussolinis, wurde Tirol eine Art Anhängsel des Reiches. Wenn es auch keine Partei gab, SS und SD waren da, und die Italiener fühlten sich schutzlos. Die Angst vor der Vertreibung bewirkte letztlich aber ihre Einwurzelung.

Nach 1945 ging wiederum die Furcht um. Diesmal bei den Tirolern, die für Deutschland optiert hatten, aber nicht mehr aussiedeln konnten. Sie mußten nun befürchten, ausgesiedelt zu werden. Es gelang dann aber langsam, eine politische Lösung zu finden. Da traten plötzlich Heißsporne auf und versuchten, mit Bomben eine Lösung zu schaffen.

Inzwischen ist jedoch zu verzeichnen, daß Deutsche, Ladiner und Italiener — trotz unterschiedlicher Geschichte — immer mehr zusammenwachsen.

Der Fremdenverkehr hat Not lindern geholfen, allerdings ist auch eine Verrottung der Sprache aufgetreten. Dennoch steht Tirol eine neue Zukunft bevor. Das Land als friedliches Durchgangsland bietet Gastlichkeit, hat Sinn für Handwerk und Industrie und weiß in recht guter Art, Altes und Neues zu verbinden.

Die ewigen Berge sind immer

noch bestimmend, und die Partnerschaft mit der Natur ist auch aus dem Leben der Städter nicht ganz zu verbannen. So ist dieses Land — ob im Sommer oder im Winter — ein Anziehungspunkt für die Menschen aus Europa, aber auch aus der ganzen Welt.

Brixen / Bressanone

559 m, ca. 13000 Ew, historisches und künstlerisches Zentrum des Tiroler Etschlandes. Sehenswert: Kloster Neustift 12.—18. Jh., barocke Kathedrale (18. Jh.) mit Kreuzgang aus dem 13. und 14. Jh., bischöfliches Palais aus dem 16.—18. Jh.

Bozen / Bolzano

265 m, 75000 Ew, Industrie- und Handelsstadt. Sehenswerte Altstadt.

Trient / Trento

194 m, 70000 Ew, ehemaliges Fürstbistum. Trienter Konzil 1545—1563. Romanischer Dom

13. Jh., Palazzo Pretorio. Castello del Buon Consiglio 13.—17. Jh.

Verona

59 m, 20000 Ew, Provinzhauptstadt. Römisches Amphitheater.

Padua

12 m, 24200 Ew, Universitäts-, Bischofs- und Kunststadt Venedigs. Mitglied des Lombardischen Städtebundes (1237—1256) gegen die Hohenstauffer. Seit 1405 unter der Herrschaft Venedigs. Der römische Schriftsteller Livius (69 v.—17 n.Chr.) lebte hier und der berühmte Bußprediger Antonius von Lissabon (1195—1231). 1222 Universität. Dom S. Maria Assunta (1551—82). S. Antonio/Il Santo (1232—1307) als Grabkirche des hl. Antonius von Padua errichtet (Länge 115 m, Breite 55 m).

Venedig

370000 Ew, Innenstadt nur noch 123100 Ew, Hauptstadt der Provinz und Region Veneto.

Serenissima

Aufstieg und Fall einer Republik auf der Naht zwischen Ost und West

Die Lage

Venetien ist eine uralte Bezeichnung für eine Landschaft im nord-östlichen Teil Oberitaliens. Die geographischen Grenzen schwanken in der Geschichte. Fest steht aber, daß in etwa die heutige Region zwischen Verona, dem Po, den Lagunen und Cortina d'Ampezzo dazugehörte. Amtlich wird diese Region „Veneto“ genannt, „Venezia“ heißt nur die Lagunenstadt.

Wenn man heute von Venedig spricht, dann geht über die Gesichter ein Leuchten, denn Venedig ist eine der schönsten Städte der Welt. Mit der zärtlichen Bezeichnung „Serenissima“ (die Erleuchtete, die Strahlende, die Heitere) wird ein Gemeinwesen umschrieben, an dessen Anfang Krieg, Flucht, Not und Tod gestanden haben.

Geschichte

Das römische Reich, das Imperium Romanum, eine der effektivsten Staatsgründungen der Anti-

ke, erreichte 117 n. Chr. die größte Ausdehnung: Frankreich, England — außer Schottland und Irland —, Südwestdeutschland und alle Länder rechts der Donau und auf dem linken Ufer Rumänien samt Siebenbürgen, ferner Kleinasien, Armenien, Mesopotamien und fast alle Mittelmeerländer. Es ist ein Reich, in dem ein Staatswille Schutz, Sicherheit und Recht gewährleistet. Handel und Wandel blühen. Der Verkehr als Handelsnerv floriert. Es gibt Fahrpläne für die Schifffahrt, für den Inlandverkehr, eine funktionierende Post.

Zerfall des römischen Reiches

Diese große zivilisatorische Leistung wird nun am Ende des 3. Jahrhunderts auf eine Belastungsprobe gestellt. Von außerhalb rücken mit Beginn der Völkerwanderung Völker gegen die weitgespannten Grenzen des Reiches. Eine Reihe schwacher Kaiser und ein römisches Volk, das die Belastungen einer solchen riesigen Verwaltung nicht mehr tragen will, führen dazu, daß die Abwehrkräfte erlahmen.

Bereits unter Hadrian (117—136) werden östliche Eroberungen (Dakien) aufgegeben. In der Folgezeit verlagert sich das Schwergewicht der Macht auf die Provinzialheere. Und mit dem Ende der Severerdynastie (193—235) beginnt unter

Caracalla (212) die Auflösung des Imperiums.

Die Kämpfe der Thronanwärter verschleißten Kraft, und so erfolgten tiefe Einbrüche germanischer Stämme im Nordwesten und Nordosten des Reiches. Die Neuperser im Osten werden zu einer weiteren Gefahr. Im Innern entstehen wirtschaftliche Nöte, soziale Mißstände und eine ständige geistige Auseinandersetzung zwischen Staat und Christentum.

Einheitsbemühungen

Unter Konstantin (324—337) wird dann noch einmal die Einheit des Reiches — insbesondere nach Diokletians (384—405) Rücktritt — gerettet. Aber der Staat im Innern ist nicht mehr der des Kaisers Augustus. Statt einer sinnvollen Ordnung herrscht nunmehr ein absolutistischer Zwangsstaat mit einer wuchernden Bürokratie und einer harten Besteuerung.

Unter Konstantin fließen neue Staatsgedanken ein. Es wird eine vom Orient beeinflusste Monarchie entwickelt. So entsteht — auch infolge der Verlegung der Residenz nach Byzanz (330) — das byzantinische Kaisertum (Konstantin gest. 22.5.337 nach Empfang der Taufe).

Schwerpunktverlagerung

Mit diesem Schritt, der Verlegung der Staatsgewalt nach Byzanz, treten nun die Folgen einer

tiefen Schicksalsträchtigkeit ein, die damals gewiß noch nicht zu übersehen waren.

Sorgte Konstantin durch sein Eintreten auf dem Konzil von Nizäa (325) für die Einheit des Reiches, so wurde doch unter dem zweiten Nachfolger Valentinian (364—375) die Staatsmacht schwächer. Dieser Kaiser setzte seinen Bruder Valens (364—378) zum Kaiser für die östliche Reichshälfte ein.

Teilung des Reiches

Als dann die Germanen, vor allem die Goten, zum Einbruch in das Reich ansetzen, finden sie eine geschwächte Einheit vor. Thronstreitigkeiten verzehren die Kräfte des großen Imperiums. Die Folgen vermag auch Kaiser Theodosius I. (379—395) nicht abzufangen. Im Gegenteil, durch sein Edikt, das das athanasische Christentum zur Staatsreligion erhebt, vollzieht er die politische und geistige Trennung des alten Imperium Romanum in ein oströmisches und ein weströmisches Reich. Der Druck der Germanen geht nun vorwiegend gegen das weströmische Reich mit seiner Hauptstadt Ravenna.

Unter den Feldherren der Kaiser Honorius (395—423) und Valentinian III. (425—455) gehen Spanien, Gallien, Afrika und Britannien verloren. Das oströmische Reich hält zwar noch den Anspruch des Imperium Romanum aufrecht, seine

Kaiser nennen sich „Kaiser der Römer“, können jedoch ihrerseits dem Drängen der Perser und Slawen nicht standhalten. So dringen die Slawen in den Balkan- und den Donaauraum ein.

Kirchliche Streitigkeiten mit den Monophysiten in Ägypten und Syrien tun ein übriges, um hier eine besondere Herrschaftsform, den „Cäsaropapismus“, einzuführen. Die altrömischen Formen der Staatsführung — Senat, Autonomie der Städte — schwinden, und eine Beamtenhierarchie entwickelt sich. Das Zeremoniell erstarrt zur Strenge, und ein Heer aus Söldnern (Germanen, Isaurier, Normannen) sorgt für die Durchführung kaiserlicher Befehle.

Auflösung der staatlichen Ordnung

In Italien aber wird der letzte Kaiser Romulus (Augustus) von dem Herulrfürst (germanischer Volksstamm, gründet in Ungarn ein mächtiges Reich) Odoaker abgelöst, und mit ihm endet das Römische Reich im Westen 476. In diese Zeit der Unsicherheit fällt die Gründung Venedigs.

Venedig

Das Jahr 421 gilt als das Gründungsjahr dieser Stadt. Auf der Insel Malmocco hatte sich um diese Zeit eine Gemeinde gebildet. Die Inseln der Lagune am nordwestlichen Teil der Adria waren seit altersher Zufluchtsstellen für die Be-

völkerung der umliegenden Orte des Festlandes. Je mehr die staatliche Macht Roms und später Byzanzs verfällt, desto öfter kommen Völker auf der Wanderung in den Süden an die Küste der Adria und verwüsten die Dörfer. Die Lagune, ein Wattenmeer von etwa 40 km Länge und 7–15 km Breite, bot eine ideale Zuflucht. Dennoch, wohnen wollte man wegen der hohen Feuchtigkeit und auch wegen der unterschiedlichen Gezeiten auf der äußeren Lagune nicht.

452 fiel nun Attila, der berühmte-berüchtigte Hunnenkönig — nach seinen erfolgreichen Feldzügen gegen Ostrom (448) und nach seiner Niederlage auf den Katalaunischen Feldern bei Troyes — in Italien ein. Er belagerte und eroberte Aquileja (452) und blieb zwei Jahre in dieser Gegend. Er verwüstete das Land. Die Bevölkerung floh auf einige Felsengruppen am Ausgang des Adriatischen Meeres. Als der Krieg Padua erreichte, versuchte man auch von dort aus die Flucht in das Wattenmeer. Die Menschen der Nachbarschaft — Monseice, Vicenza, Verona — suchten in den sumpfigen Landstrichen zu überleben.

Seit altersher hieß diese Region Venetien. Das Gebiet galt seit Generationen als ein anmutiges, reiches Land, das viele tüchtige und edle Männer hervorgebracht hatte. In dieser verworrenen und unsicheren politischen Situation richtete man sich auf den Inseln häuslicher ein.

So ruht heute Venedig auf 117 kleinen Inseln und ist von über 150 Kanälen durchzogen. 400 Brücken dienen dem innerstädtischen Verkehr.

Das Bausystem

Inzwischen hatten die Bewohner erkennen müssen, daß auf den äußeren Inseln auf die Dauer keine Existenz möglich war. Die Gezeiten überschwemmten die Sandbarrieren und sorgten für beständige Angst. Im Innern der Lagune, dort, wo die Kraft der Gezeiten gebremst war, entdeckte man unter dem angeschwemmten Land festen Lehm Boden. Unter unsäglichen Mühen — denn mit dem Zerfall Roms als politische Kraft gingen auch viele technische Erfindungen zugrunde — wurden aus den Wäldern des Cadore Millionen von Lärchenstämmen herangeschafft und in den festen Lehm Boden eingerammt. Man ordnete sie spiralförmig an, pflasterte das Ganze mit Eichenholz, schweren Steinen und Ölsand und errichtete darauf die Stadt.

Etwa 20000 Gebäude stehen auf diesen Pfahlrosten. Dazu waren jeweils Tausende von großen Bäumen notwendig. So wurde z.B. auch die Kirche St. Maria della Salute im 17. Jahrhundert erbaut. 1663 wurden für die Fundamentierung 1106657 Eichen-, Erlen- und Lärchenstämmen von je 4 Metern Länge eingerammt. Diese Arbeit — ohne jede Störung — dau-

erte 2 Jahre und 2 Monate. Die Technik war inzwischen ein wenig fortgeschrittener. Auf diese Pfähle wurde eine Plattform aus Eichen- und Lärchenbrettern fest zusammengefügt. Dann erst begann man mit der Errichtung des Bauwerks aus Stein und Mörtel.

Bedenkt man nun, daß für einen Quadratmeter Grundierung bei einem Baum-Durchmesser von ca. 25 Zentimetern etwa 16 Stämme zu je 4 Metern Länge benötigt werden, dann sind das bei 10 m² schon 160 und bei 100 m² oder einem Geviert von 10 x 10 m 1600 Stämme. Ein Baum dieser Stärke braucht etwa 40 Jahre zum Wachsen. Er ist dann jedoch etwa 8—10 m hoch. Man gewinnt also 2 Grundstämme daraus.

Rechnet man den Grundriß eines Hauses im Schnitt mit 150 m² und legt zugrunde, daß es 20000 Häuser gibt, dann wurden dazu 48000000 Rammpfähle oder mindestens 24 Millionen Bäume gebraucht. Da aber Kirchen und Paläste noch größer sind, die Brücken ein spezielles Pfeilergrundgerüst haben, kann man davon ausgehen, daß rund 30 Millionen Bäume von mehr als 40 Jahren geschlagen werden mußten. 20 Baumgenerationen gingen dabei drauf.

Nun baute man die Stadt nicht in einem Jahr. Vielmehr muß man die Hauptbauzeit in die Zeit zwischen 800 und 1600 ansetzen, also etwa 800 Jahre. In dieser Zeit mußten in den Wäldern des Cadore jährlich ca. 40000 Bäume gefällt

werden. Alles mit den Mitteln der damaligen Zeit — Säge, Axt, Pferdefuhrwerk, Lastkahn, Hebevorrichtung, Handramme.

Es würde zu weit führen, nun zu errechnen, wieviel Menschen mit dieser Arbeit im einzelnen beschäftigt waren. Zieht man die kirchlichen Feiertage ab, dann waren die Menschen um diese Zeit etwa 10 Stunden an etwa 250 Tagen beschäftigt. Es mußten also stündlich 16 Bäume gefällt werden. Dann folgte die Entästung, Entrindung und das Zuschlagen bzw. Sägen auf 4 m, das Anspitzen, das Abfahren vom Schlagort usw. Zum Fällen eines Baumes brauchten in der damaligen Zeit 4 Mann fast zwei Stunden, 16 Bäume zu fällen beanspruchte mithin 12 Mann. Das Bearbeiten dauerte erheblich länger. Da waren dann nochmals 40 bis 50 Menschen tätig.

Überschlägig ergibt sich, daß vom Fällen bis zum Einrammen täglich an die 300—400 Mann voll beschäftigt waren. Eine wahrhaft gigantische Arbeit, wenn man bedenkt, daß der Schlagort ca. 150 km nördlich in den Bergen lag. Und an Transportmitteln standen für den Nahbereich nur das Fuhrwerk, für den weiteren Transport die Flüsse Piave, Brenta und der Tagliamento zur Verfügung. Dieser Transport war allein schon eine organisatorische Leistung. Hinzu kommt dann noch der Holzverbrauch auch für die Handels- und Kriegsschiffe.

Eine solche bautechnische Leistung ist nur möglich, wenn einige Voraussetzungen zusammentreffen. Einmal konnte man die Erfahrung der ersten Einwohner ausnutzen. Dann aber brachten die Flüchtlinge gewisse Kenntnisse mit, und sie waren eine Auslese. Denn nur die Stärksten überlebten die Gefahren und Lasten der Flucht. Zudem brachten diese Menschen wieder Kenntnisse aus ihrer alten Heimat mit, sie wußten, wo man die besten Baumstämme bekommen und wie man sie transportieren konnte. Um aber eine solche transport- und bautechnische Leistung vollbringen zu können, mußte man sich erst eine Organisation geben. So wählte die Lagunensiedlung 466 erstmals eine vertretende Versammlung.

568 schwillt der Flüchtlingsstrom erneut an. Vor den Langobarden flohen die Menschen und verdoppelten die Bevölkerung in der Lagune. Die Vertretung der Gemeinden mußte durch Zuwahl vergrößert werden. Damit aber wurde diese Versammlung für die Region bereits von gewisser Bedeutung. Außerdem erschien es an der Zeit, nach Bundesgenossen zu suchen. Denn nach der ersten Zeit der Flucht mußte man den Lebensunterhalt für die Bevölkerung sichern. Man trieb Fischerei, transportierte in relativ kleinen Schiffen Öl, Wein und Getreide von Istrien nach Ravenna, gewann Salz aus dem Meer und erreichte so einen kleinen Wohlstand. Da etwa Ver-

mögen in der damaligen unruhigen Zeit begehrlische Nachbarn locken konnte, gab man sich nicht nur eine starke Regierung, sondern gelobte dem oströmischen Reich Bündnistreue, um dafür seinen Schutz zu bekommen.

Die Republik

697 wählte die neu gebildete Generalversammlung den ersten Dogen und rief die Republik Seevenetien aus. Damit war Venedig als politische Größe in das Spiel der Mächte eingetreten.

812 erfolgte dann eine bedeutende vertragliche Festlegung. Die Franken unter Karl dem Großen verhandelten seit 819 mit dem oströmischen Kaiser Michael I. um Abgrenzungen. Unter Verzicht Karls des Großen auf Venedig und Dalmatien zugunsten Ostroms erkannte man in Byzanz den Franken als Kaiser an. Die fränkische Oberhoheit über Benevent wurde wieder hergestellt, und Venedig erhielt Handelsrechte in Italien.

Um diese Zeit zog der Doge von der Insel Malamocco auf die Insel „Rivo alto“. Hier befahl Ignello Partecipazio 814 den Bau des Dogenpalastes.

Diese kurzgefaßte Geschichte muß durch ein Beispiel erläutert werden. Es hatte bereits 774 Ärger mit den Franken gegeben. Und von beiden Seiten wurde nicht zimperlich miteinander umgegangen. Um die Sicherheit des Dogen vor Attentaten zu gewährleisten, hatte

man den Staatssitz auf die Insel Malamocco, die angeblich neutral war, verlegt. Doch die Franken besaßen, was bisher die Heere der Völkerwanderung nicht hatten, eine Flotte. Als nun der Sohn Karls des Großen Pippin das am Südrand der Lagune gelegene Chioggia eroberte und auch zur Belagerung von Malamocco ansetzte, verlegte man eilends den Regierungssitz nach Rivo alto, denn in der Lagune kannten sich die Franken nicht aus, und die Veneter verstanden sich auf Kriegslisten.

Wie ein Chronist berichtet, lockten die Veneter die fränkischen Schiffe durch einen der schmalen Kanäle bei Flut in die Lagune und verwickelten die fränkischen Soldaten in ein Gefecht auf einer Sandbank. Als die Ebbe einsetzte, liefen die fränkischen Schiffe auf Grund. Nun kamen die Veneter mit ihren flachen Booten — Vorläufer der heutigen Gondeln — und schossen die großen Schiffe in Brand. Dann holten sie ihre Soldaten von der Sandbank und warteten ab, bis die Flut die Sandbank überspülte und die Franken ertranken.

Das war also das Vorspiel zum Eintritt in die große Politik und die Verträge 810/812.

Der Schutzpatron

Auf dem Wege zur Großmacht fehlte um die damalige Zeit noch ein attraktiver Heiliger. Der bisherige Schutzpatron der Stadt war

der heilige Theodor. Er war jedoch ein griechischer Heiliger und symbolisierte die Allianz mit Ostrom. In der Stadt gab es aber selbstbewußte Kräfte, die sich nicht so nahe an Ostrom — Byzanz — binden wollten. So suchte man einen „neutralen“ Heiligen. Man fand ihn im Evangelisten Markus.

Eine alte Legende berichtet zudem, daß der heilige Markus auf der Reise von Alexandria nach Aquileja in einen heftigen Sturm geriet und auf einer der Laguneninseln an Land gehen mußte. Da sei ihm ein Engel erschienen und habe gesagt: „Friede sei mit dir, Markus, mein Evangelist.“ Aus dieser Verheißung folgerte man, daß Markus in Venedig seine letzte Ruhestätte finden solle, obwohl er in Alexandria gestorben und beerdigt worden war.

829 kamen dann die listigen Venezianer auf eine besondere Idee. Sie holten sich „ihren“ Heiligen. Ein Handelsschiff wurde in Alexandria beladen. In einem Korb hatte man nachts die Gebeine des Toten aus dem Grabmal geholt, diesen Korb mit Gemüse und Schweinefleisch bedeckt und ungeschoren aufs Schiff gebracht. Die Moslems, so hatte man richtig spekuliert, kontrollierten den Korb mit dem als unrein geltenden Schweinefleisch nur oberflächlich. Und so hatte Venedig den Heiligen, der nun in die neue Unabhängigkeit paßte.

Selbstverständlich wurde zu seiner und Gottes Ehre nunmehr eine

Kirche gebaut. Es war zunächst die Hauskapelle des Dogen. Im 10. Jh. brannte diese Kirche ab und wurde größer wieder aufgebaut. Der heutige Bau aus der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts zeigt einen zentralen Grundriß, der auf drei Seiten von einem Narthex (schmale Binnenvorhalle) eingefasst ist. Die Fassade zeigt byzantinische, romanische und gotische Elemente.

Auf der Naht zwischen Ost und West

Die politische Unsicherheit im Bereich der Imperien von Ostrom und Westrom begünstigte die Piraten im adriatischen Meer. Politische Wirren und wirtschaftliche Stagnation in Europa waren mit eine der Ursachen, daß das starke Reich Karls des Großen zerfiel. Eine Stadt wie Venedig lebte aber vom Handel und konnte keine Störungen der Handelswege zulassen. Man hatte eine relativ — durchs Meer — gesicherte Stadt, man hatte eine gute Flotte und eine stabile Regierung. So waren die Piraten in der Adria — die Narentiner, ein dalmatischer Volksstamm — eine ärgerliche Bedrohung. Diese Herausforderung konnten die selbstbewußten Bürger von Venedig nicht ertragen, und um 997 besiegte der Doge Pietro Orseolo II. diese Piraten und eroberte die Küste Dalmatiens und Kroatiens. Damit erhielt der Doge den Titel Herzog von Dalmatien

und Kroatien und wurde vom deutschen und vom oströmischen Kaiser anerkannt.

Zur Erinnerung an diesen Sieg feierte Venedig ab 998 am Himmelfahrtstag die Vermählung mit dem Meer. Der Doge segelte mit großer Begleitung zu einem der Kanäle hinaus, der die Lagune mit dem Meer verbindet, und brachte den Fluten einen Ring und einen Opfertrank dar. Dieser Brauch hielt sich mehr als siebenhundert Jahre.

Durch diese Unternehmungen stieg das Ansehen der Republik. Es ist daher kein Wunder, daß 999 Kaiser Otto III. der stolzen Stadt einen Besuch und weitgehende Handelszugeständnisse machte. Venedig trat damit in den Kreis der großen Mächte der damaligen Zeit ein.

Der Aufstieg Venedigs war nun kaum noch zu bremsen. Jedoch lastete über der Stadt seit dem Brand, der die Kirche San Marco 976 vernichtet hatte, eine innere Unsicherheit, die Gebeine des heiligen Markus waren verschwunden. Und man wollte den Heiligen doch in einer Kirche haben, die den Prachtbauten Konstantinopels vergleichbar war. So legte man den Grund zu einem neuen großen Dom. Als die Grundmauern fertig waren, zog am 25. Juni 1063 eine feierliche Bittprozession durch das Gebäude. Im dem Augenblick, da die Prozession den Jakobsaltar erreichte, fiel Licht von einer Säule in das Kirchenschiff. Es fiel Putz herab, „ein sü-

ßer Duft erfüllte den Raum“, und aus einer Spalte sah man eine Hand mit einem goldenen Ring am Mittelfinger. Die Gebeine des heiligen Markus waren wiedergefunden. Man hatte sie vermutlich aus Versehen eingemauert. Nun konnte Venedig aufatmen und der weiteren guten Entwicklung in Ruhe entgegensehen.

Unruhe in der Welt

Die Zeichen in der Welt standen ungünstig. Krieg lag in der Luft. Die Moslems hatten seit 750 den größten Teil des Mittleren Ostens und Nordafrika erobert. Die muslimische Flotte — Kriegsmarine und Piraten — machten die Meere unsicher, und die Christenheit erbebte vor Zorn über die Entweihung des heiligen Landes. 1096 bis 1099 begann der 1. Kreuzzug und führte zur Gründung des Königreiches Jerusalem. Es war ein Kreuzzug der Romanen.

Seevenetien wußte nun aus der religiösen Begeisterung Kapital zu schlagen. Die Versorgungswege der Ritterheere waren lang und über Land gefährlich. So bediente man sich der Seefahrt. Und im Seewesen gab es nur eine Stadt — Venedig. Sie griff die Moslems nicht selbst an, sondern stellte Schiffe und Mannschaften. Venedig vermietete gegen teure Münze seine Flotte. So löste es zwei Probleme: einmal kam Reichtum in die Stadt und setzte sie instand, die Flotte auf jeweils dem neue-

sten Stand der Technik zu halten. Zum anderen schlugen die Kreuzfahrer die Moslems. Dabei wurden dann Gebiete frei, die zeitweilig keinem untertan waren. So fielen ihnen die Handelsniederlassungen in Jaffa, auf Chios und auf Zypern zu. Gegen Überlassung von solchen Orten stundete man großzügig Zahlungen oder erließ Teile des Mietzinses für die Flotte.

Gewinne

Die Kreuzzüge trugen auf diese Weise erheblich zur Bereicherung und Ausdehnung Venedigs bei. Im Jahre 1102 bekam die Lagunenstadt Sidon, 1104 Akkon, 1124 Tyrus und 1125 Rhodos.

1. Kreuzzug: 1096—1099; 2.: 1147—1149; 3.: 1189—1192. Die Katastrophen des 2. Kreuzzuges (1147—1149), der für die Christenheit mit Niederlagen und hohen Verlusten endete, fochten Venedig nicht an. Man hatte ja sein Geld. Im Gegenteil, der 4. Kreuzzug — 1202—1204 — war für Venedig der gewinnträchtigste.

Der Marschall von Champagne hielt vor dem Dogen und dem Großen Rat eine eindrucksvolle Rede. „Jerusalem befreien, den Frevel an Christus rächen“ ist sein flammender Appell. Ein „Erdbeben“ von Beifall, so schildern Zeitgenossen, zeigte die Kampfesstimmung an. Doge Enrico Dandolo — 93 Jahre alt und fast erblindet — handelte die materiellen Bedingungen aus: „Venedig übernahm den Transport

von 4500 Pferden, 9000 Knappen, 4500 Rittern und 20000 Fußsoldaten samt Proviant für 9 Monate“ zu einem „angemessenen Preis“ von „85000 Kölnischen Silbermark“ (= ca. 9 Mio. Dollar). Die Zahlung war im voraus zu leisten!

Venedig durfte auf eigene Kosten zusätzlich 50 bewaffnete Galeeren ins Treffen führen unter der Bedingung, daß von allen Eroberungen zu Lande oder zu Wasser „uns die Hälfte gehören soll und euch die andere!“

Da am Tag der Abfahrt das Geld noch nicht ganz bezahlt war, schlug der schlaue Doge vor, zunächst Dalmatien, das unbotmäßig geworden war, niederzuwerfen. Mit der Annahme dieser Bedingung stach dann die gewaltigste Flotte, die die Geschichte bis dahin gesehen hatte, in See. Unter den vielen Bannern leuchtete allenthalben das mit dem goldenen Markuslöwen hervor. 500 Schiffe liefen fast gleichzeitig aus. Trompetenklänge hallten über die Lagune, von den Schiffen und von Land erscholl der Choral „Veni creator spiritus“. An der Spitze aber segelte der altehrwürdige Doge auf seiner purpurnen Galeere unter einem scharlachroten Baldachin thronend. Sicherlich ein imposanter Anblick.

Die Sache mit Dalmatien war schnell „geregelt“ bei dieser Übermacht. Dandolo überredete nun im Winterlager in Zara die Führer des Kreuzzuges, daß man zunächst Konstantinopel angreifen solle.

Die Argumente waren unterschiedlich.

Alte Rechnungen

Die Venezianer hatten nicht vergessen, daß im Jahre 1171 der Kaiser von Ostrom alle in Konstantinopel ansässigen Venezianer verhaften und ihr Hab und Gut beschlagnahmen ließ. Tausend Jahre byzantinische Habgier hatten die Schätze der Hauptstadt ins Unermeßliche steigen lassen. Kirchen und Paläste hatten berstende Schatzkammern. Die Kassen der Kreuzritter aber waren leer. Und ein weiterer Grund wurde darin gesehen, daß der derzeitige oströmische Kaiser seinen Vorgänger und Bruder hatte blenden und in den Kerker werfen lassen. So wollte man den rechtmäßigen Thronerben — er hatte sich in Zara den Kreuzfahrern angeschlossen — einsetzen. 1204 erreichte die große Flotte den Bosphorus.

Am goldenen Horn waren die Ritter vom Anblick der zwanzig Kilometer langen weißen Mauer und den 400 Wachttürmen geblendet. Und über der Stadt erhob sich eine große Zahl mächtiger Kuppeln und hochragender Glockentürme. Der kaiserliche Palast schien von zauberhafter Schönheit. Übertagt aber wurde diese großartige Silhouette von der Hagia Sophia, der Kirche der Heiligen Weisheit.

Im blauen Dunst verloren sich die Häuserzeilen dieser mächtigen Großstadt bis zu den Bithynischen

Alpen. Manchen Kreuzfahrer verließ der Mut. Aber die Aussicht auf unermeßliche Schätze spornte die Führer an. Sie überzeugten ihre Mannschaften. Und mit hoher Präzision begann der Angriff. Der große Doge Dandolo — inzwischen vollends erblindet — befehligte den Angriff der Flotte, die französischen und deutschen Ritter erstürmten die Türme und Mauern.

Die Stadt wurde erobert (17. Juli 1203), der Kaiser abgesetzt und der junge Alexios IV. auf den Thron gehoben. Die Bedingung, nunmehr die griechische Kirche und die lateinische, die durch das Schisma von 1054 getrennt waren, wieder zu vereinigen, scheiterte am Widerstand der Bevölkerung. Ein Umsturz kurze Zeit später brachte dann den lateinerfeindlichen Basileus auf den Thron. Wiederum mußte Konstantinopel erobert werden. Es fiel am 12. April 1204 durch den konzentrierten Angriff der Venetianer, Lombarden und Franzosen. Die Ritter behaupteten, der blinde Dandolo habe die Sturmtruppen durch sein Beispiel mitgerissen.

Bei der nun einsetzenden Plünderung wurden unersetzliche „heidnische“ Plastiken und Tausende von Handschriften zerstört. Es wurde ein „lateinisches Kaiserreich“ errichtet, und ein Venezianer wurde Patriarch. Dandolo starb mit 97 Jahren am 14. Juni 1205 in Konstantinopel.

Früchte des Sieges

Venedig hatte sich für die Unterstützung der „frommen Bemühungen“ der Kreuzfahrer einiges auszahlen lassen. Neben vielen Kunstschatzen — u.a. die Bronzequadriga auf dem Markusdom, die einst den Triumphbogen des Nero in Rom zierte — bekamen sie Korfu, Kreta, Teile Zyperns, die Kykladen, etliche der ionischen Inseln und der Sporaden, Teile des Peloponnes, die Schwarzmeerküsten sowie Anatolien. 400 000 Silbermark — etwa 15 Mio. Dollar — betrug außerdem die Transportrechnung für die Franzosen.

In der Heimat wurde dieser wunderbare Sieg besonders pompös gefeiert. Der Nachfolger Dandalos segelte in Begleitung aller Offiziere, die den Kreuzzug mitgemacht hatten, über die Lagune ins Meer und gedachte, als er den Ring in die Adria versenkte — die feierliche Vermählung mit dem Meer —, des Aufstieges der Seerepublik, der nunmehr „ein Viertel und ein halbes Viertel des Römischen Reiches“ gehörte. Aus den armen Flüchtlingen war nunmehr die zweitstärkste Seemacht im östlichen Mittelmeer geworden. Der einzige ernst zu nehmende Wirtschaftskonkurrent war Genua.

Um den gewaltigen Besitz nun erhalten und regieren zu können, übernahm man das Lehenssystem der Franken. Die einflußreichsten Familien der Stadt erhielten Niederlassungen mit der einzigen Auf-

lage, die venezianischen Handelswege — auch mit Gewalt — freizuhalten.

Eine Stadt blüht

In Europa schafften die venezianischen Verbindungen nun einen Gütertausch von ungeahntem Umfang. Der Lohn dieser Arbeit schlug sich in den Palästen und Kirchen der Stadt nieder. Venedig strebte dem Höhepunkt seiner Macht, seiner Ausdehnung, aber auch seiner künstlerischen Ausgestaltung zu. In dieser Zeit gewann Venedig das Aussehen, das uns heute noch fasziniert. Die Holzbrücken wurden durch Stein- und Marmorbrücken ersetzt. Der Dogenpalast wurde in seiner heutigen Schönheit geplant und gebaut. Allenthalben entstanden Kirchen und Bürgerpaläste. Und endlich — 1275 — wurde auch die Markus-Basilika fertig. Ihre Ausgestaltung aber dauerte bis ins 18. Jahrhundert.

Es entwickelte sich die „venezianische Gotik“, die ihren schönsten Ausdruck in den Kirchen „Santa Maria Gloriosa dei Frari“ und „Santi Giovanni e Paolo“ fand. (In der Kirche dei Frari liegt Tizian begraben.) Bemerkenswert sind an der Entwicklung der venezianischen Gotik die orientalischen Stilelemente. Sie geben den Kirchen, besonders aber der Basilika des heiligen Markus, jenes orientalische Flair, das von manchen abgelehnt, von anderen jedoch als „ein

goldener Tempel aus Tausendund-einer Nacht“ über alles gelobt wird. Eines steht fest, hier wurden *uralte Kulturen handwerklich vollendet* zusammengeführt. So erhielt Venedig nicht nur einen Ruf als Handelsmetropole, sondern auch als Kunststadt.

Sicherung des Besitzes

Um 1210 zählte der Rat der Stadt etwa 460 Mitglieder. Die Rechte auf die Wahl zu einem Sitz im Rat wurden von den Adelsfamilien mit großer Sorgfalt gehütet. In diesen „fetten“ Jahren des Erfolges wurden jedoch auch viele Bürger der Stadt wegen ihrer hervorragenden militärischen oder wirtschaftlichen Leistungen in den Adelsstand erhoben. Besonders seit dem Sieg über die genuesische Flotte bei Akkon (1257) gab es einen Schub von „Emporkömmlingen“. Die Mitgliederzahl des Rates schien außer Kontrolle zu geraten. So beschlossen die alten Adelsfamilien einen „Beförderungsstopp“ — im Einvernehmen mit den führenden Adelsfamilien —, eine „Serrata“ — die Schließung des großen Rates.

Wie alles in Venedig, wurde nunmehr ein ausgeklügeltes („geklügeltes“) System eingeführt. Die Quarantie, der Oberste Gerichtshof, wurde bemüht, eine dauernde erbliche Mitgliedschaft im Rat zu dekretieren. Zugelassen wurden nur die Aristokraten, „die im vergangenen Rat vier Jahre einen Sitz

innehatten oder deren Vorfahren zwischen 1172 und 1297 im Rate vertreten waren“. Das Gericht verfügte über 12 Stimmen. Wer diese auf sich vereinigen konnte, wurde ständiges Mitglied des Rates und hatte das Recht, seine Mitgliedschaft auf den ältesten Sohn zu übertragen.

Im Jahre 1319 wurde dann das *Libero d'Oro*, das goldene Buch, angelegt, das als ständiges Verzeichnis des venezianischen Adels gedacht war. Damit wurde die Bürgerschaft Venedigs in zwei Gruppen eingeteilt, diejenigen, die für den Rat wählbar waren, und die, die es nicht waren. 1310 war bereits ein Aufstand wegen dieser Maßnahme von 1297 erfolglos geblieben. Ein gegründetes Komitee für die öffentliche Sicherheit ging allmählich in den „Rat der Zehn“ über und wurde 1335 zur gefürchteten Überwachungsinstanz der Republik. Dieses ausgefuchste System der Machtverteilung, das dem Betrachter auch heute noch nicht ganz durchschaubar ist, sicherte etwa 500 Familien eine politische und soziale Vormachtstellung. Dieses System hielt etwas mehr als vierhundert Jahre.

Die Kämpfe mit Genua, die schon während des 4. Kreuzzuges (1202—1204) begonnen hatten, setzten sich über 130 Jahre fort. Der Machtkampf wurde immer erbitterter. Mehrere venezianische Siege standen am Anfang: 1253 bei Akkon und 1264 bei Trapani. In der Schlacht bei Curzola 1299

siegte jedoch die Stadt Genua. Dabei geriet Marco Polo in Gefangenschaft.

Marco Polo, 1254 in Venedig geboren, hatte auf weiten Reisen die Welt kennengelernt. Von seinem Vater und seinem Onkel wußte er von der Weite der Welt, von China und den Mongolenfürsten. 1271 nahm Vater Niccolo seinen jungen Sohn Marco und dessen Onkel mit auf die Reise nach China, wo sie nach unsäglichen Schwierigkeiten 1275 am Kaiserlichen Hof anlangten. Marco schloß China und den Khan in sein Herz, studierte Sprache und Sitte des Landes und wurde sogar Verwalter einer entfernten Provinz. Da er auch die Geschäfte nicht vernachlässigte, wurde er bald so wohlhabend wie die Mandarine.

17 Jahre blieben Vater, Sohn und Onkel in China. Dann hatten sie Sehnsucht nach der Heimat. Nur mit Mühe konnten sie sich von ihren Gastgebern losreißen und sahen 1295 ihre Heimat wieder. Zunächst reserviert betrachtet — sie waren 24 Jahre älter geworden —, dann aber, ob der mitgebrachten Juwelen, von der Familie erkannt, wurden sie freudig aufgenommen.

Im Krieg gegen Genua erhielt Marco das Kommando über eine Galeere. Unter den Gefangenen bei der Niederlage von Curzola war dann auch Marco Polo, der seine Gefangenschaft dazu benutzte, seine Reise nach China zu beschreiben.

Um Leben und Tod

Im zweiten Seekrieg 1353 bis 1355 — wurde die Flotte Venedigs bei Sapienza zerstört. Dennoch waren die politische Kraft und der Reichtum so groß, daß es gelang, den Verlust wettzumachen. Als dann Genua versuchte, Venedig vom Meer abzuschneiden, wurde es sehr ernst für die Stadt. Ausgangspunkt dieses Krieges war 1379 eine Entscheidung des byzantinischen Kaisers Johannes Paläologos zugunsten Venedigs. Er sprach ihm den Handelsstützpunkt Tenedos, eine Insel vor den Dardanellen, zu.

Im Rat Venedigs tagte man nun in höchster Not. Die Masse der Flotte befand sich in der Levante, und der Feind stand in der Lagune. Der Admiral Pisani riet von einer Konfrontation ab und wurde überstimmt. Als seine Flotte erwartungsgemäß vernichtet wurde, warf man den Admiral ins Gefängnis. In dieser Not ließ der Rat den genuesischen Admiral nach den Bedingungen fragen. Dieser lehnte ab und sagte lakonisch, er sei gekommen, „um die Bronzepferde von San Marco zu zügeln“.

Dieser Hohn verletzte die Venezianer zutiefst. Sie forderten sofort ihren Admiral in der Levante Carlo Zeno zur Rückkehr auf. Außerdem holten sie Admiral Pisani aus dem Kerker und stellten ihm 30 schnell ausgerüstete Galeeren zur Verfügung. Und Pisani gelang am 23. Dezember 1379 das Kunststück,

mit diesen Schiffen aus der Lagune zu entweichen und auf die offene Adria zu segeln. Zugleich ließ er den Kanal von Chioggia durch zwei mit Steinen beladene und dann versenkte Schiffe blockieren. Den Porto di Lido schloß er durch eine überdimensionale Eisenkette und den Lido di Malamocco mit versenkten Schiffen.

Dennoch war die Lage sehr ernst. Die Adria ist im Winter rauh. Die Genueser konnten jeden Augenblick Verstärkung heranbringen. Es kam nun auf das rechtzeitige Eintreffen der Levanteflotte an. Der Doge stellte bereits Überlegungen an, den Sitz der Republik nach Kreta zu verlegen.

Doch am 1. Januar 1380 geschah das Wunder. Admiral Zeno kam mit seiner Flotte — einem Wald von Masten gleich — herangesegelt, vereinigte sich mit Pisani und griff nun den Gegner bei Chioggia an. Der Kampf dauerte Monate. Die genuesische Flotte wurde total zerstört, ihr Admiral Doria getötet. Venedig war die führende Seemacht im Mittelmeer.

Auf dem Festland aber war Venedig unter den italienischen Staaten zu dieser Zeit — trotz der alten Besitzungen des Cadore und der Neuerwerbungen in Treviso und Castelfranco — ein Zwerg.

Man mußte nun den Spuren der Geschichte im einzelnen folgen. Denn alle Städte im Bereich Venetien hatten ihr eigenes Schicksal.

Auf dem Weg zur Landmacht

In dieser Zeit nun erkannte man im erstarkten Venedig, daß die Seeherrschaft allein nicht ausreichte. Insbesondere war es notwendig, den großen Holzbedarf für Stadt und Flotte zu sichern. Die Bevölkerung und auch die Fremden in Venedig mußten mit Lebensmitteln versorgt werden. Hinzu kamen aber noch andere Faktoren. Die Stadt selbst wurde zu klein, um größere Handwerksniederlassungen anzusiedeln. Handwerk aber hatte eine Zukunft. Ebenso hatte man Sorge um die Handelswege, die über das Land nach Europa — nach Deutschland, Frankreich, England und die nordischen Staaten — führten. Es war sinnlos, die köstlichsten Güter des Ostens in Venedig zu lagern. Sie mußten, sollte der Handel florieren, über die Alpen geschafft werden. So wurden die Alpenpässe und damit auch die Flüsse Brenta und Piave von steigendem Interesse. Außerdem hatte man nicht vergessen, daß auf dem Höhepunkt des Kampfes mit Genua, als die Flotte dieser Stadt die Serenissima vom Meer abschnitt, die paduanische Familie Carrara, die mit Genua befreundet war, versuchte, alle Lebensmitteltransporte vom Land aus zu unterbinden.

Von 1402 an erschien ein anderes Venedig entstanden zu sein. Zur Verwunderung vieler Fürsten in Italien verstand die Republik auch in Landschlachten Entschei-

dungen zu ihren Gunsten herbeizuführen.

Die Carraras wurden ausgelöscht, Padua, Vicenza, Belluno, Feltre, Rovigo und Verona erobert. Dann besetzte man Brescia und Bergamo. Damit geriet man jedoch mit Mailand aneinander. Dennoch, im Jahre 1408 kontrollierte die „Erlauchte Republik“ die fruchtbare Ebene der Lombardei, den Zugang zu den Alpenpässen und die Flüsse, die sich in die Lagune ergossen.

Damit besaß Venedig ein einmaliges System von Handelsniederlassungen und Kolonialbesitz im Osten und im Mittelmeer, eine gesicherte Lebensmittelversorgung und dazu Handelsstraßen über das Festland. Bedenkt man nun, daß die Stadt ein völlig und gut durchorganisiertes Gemeinwesen war und zudem dieses Verwaltungssystem auch auf die eigenen Gebiete außerhalb der Stadt (sogenannte Terraferma) ausdehnen konnte, dann wird man erkennen können, daß diesem Staat in der damaligen Zeit kaum ein gleichwertiges Herrschaftssystem gegenübergestellt werden konnte.

Von den armen Flüchtlingen, die auf den Lagunen täglich um ihr Leben zitterten, wurde ein Staat begründet, der von den Alpen bis zum Po, vom Meer bis zur Etsch, von Friaul bis zum Po-Delta reichte. Zeitweilig ragte das Staatswesen bis tief in die Lombardei hinein. Nicht unerwähnt bleiben darf, daß Venedig um diese Zeit über

eine hochmoderne Flotte verfügte und über ein gutes Heer, dessen Heerführer Bartolomeo Colleoni (†1475) weit über die Grenzen Venedigs bekannt wurde. Nunmehr — an der Schwelle zur Renaissance — besaß die Serenissima die Sicherheit und auch die Mittel, um eine erste große Kultur der Moderne zu schaffen.

Entwicklung der Kultur

Zu dieser Kulturentwicklung trugen viele geistige Köpfe bei. Auf dem Zenit der Macht kamen mit den Kaufleuten und Handelsherren aus Konstantinopel, Damaskus, Alexandrien, Hamburg, Paris, Amsterdam, Brügge und London viele Künstler. Da die Venezianer als Volk des Mittelmeeres nun auch gerne ihren Reichtum zeigten, glänzte die Stadt bald in jeder Beziehung. Architekten, Bauleute hatten hier schon immer — wegen der besonderen Herausforderung und der vorhandenen Geldmittel — einen guten Boden. Nunmehr erlebte aber auch das Kunsthandwerk in jeder Hinsicht eine Blüte.

Dann kamen die großen Meister der Bildhauerei und Malerei. Sie alle aufzuführen würde hier zu weit führen. Daher seien — mit aller Vorsicht — nur zwei genannt, weil sie so bekannt sind: Tizian und Tintoretto, die allerdings schon ins Barock überleiten. Aber auch die Literatur fand hier eine Heimstatt, Buchdruck, Dichtung und Mu-

sik sind aus Venedig nicht wegzudenken. Die Kirche war zwar mit 150 Kirchtürmen allgegenwärtig, aber sie spielte in der Politik und im Handel kaum eine Rolle.

Diese Stadt strahlte Lebenslust und Optimismus aus. Die Ein- und Ausfahrten der großen Handelsschiffe wurden zu Festen, die Empfänge ausländischer Delegationen immer prunkvoller. Die Stadt lebte in einem ständigen Freudentaumel, einem dauernden Karneval.

In den Jahren 1420—1499 gelang es der Seemacht Venedig, auch weiter auf dem Land Fuß zu fassen. Friaul, Bergamo, Rovigo und Cremona wurden annektiert. Damit — so kann man aus der späteren Geschichtsbetrachtung beweisen — wurde Venedigs Aufmerksamkeit von der See abgelenkt. Denn diese Stadt machte ab 1453 Fehler. Man unterstützte den von den Osmanen bedrängten oströmischen Kaiser so „zurückhaltend“, daß Konstantinopel von den Türken unter Mohamed II. erobert wurde.

Anzeichen des Niedergangs

Diese Niederlage zeichnete sich bereits einige Zeit vorher ab. Der byzantische Kaiser gebot nur über 9000 Mann Soldaten. Das Kaiserreich war reich, aber schwach und dekadent. Der Sultan hatte freimütig erklärt, daß es sein Ziel sei, als Inhaber der stärkeren Macht die größte Stadt des Orients zu erobern.

Der Kaiser sandte in seiner Not überallhin Hilfsgesuche. Der Papst schickte einige Söldner, Genua zwei Galeeren und 300 Infanteristen, Venedig noch weniger und befahl den venezianischen Arbeitern einer Handesniederlassung, sich zu bewaffnen. Diese zu geringe Hilfe brachte Venedig nunmehr wachsende Schwierigkeiten. Konstantinopel mußte fallen.

1489 schien sich die Lage zu stabilisieren. Dennoch, neue Wetterwolken traten am Horizont auf, aber man konnte sie noch nicht deuten.

Die Entdeckung Amerikas durch Kolumbus (4. Juli 1492) und die Umrundung des Kaps der Guten Hoffnung 1498 durch den Portugiesen Vasco da Gama veränderten das Weltbild und im Gefolge die Wege des Handels. Zunächst aber merkte man diese Gefahren in Venedig nicht. Im Gegenteil, man glaubte, daß die Zukunft der Stadt auf dem Lande liege (Doge Francesco Foscari 1423—1467). Man verzettelte sich in eigentlich nutzlose Kriege auf dem Festland, man feierte üppig und verschlief die Weltentwicklung.

Falsche Entscheidungen

Die Kriege auf dem Festland wurden durch Söldner geführt. Daher litt die Bevölkerung Venedigs nicht. Aber die Söldner waren teuer. So war dann Venedig am Anfang des Jahres 1500 zwar die stärkste Landmacht, aber finan-

ziell ausgeblutet. Hinzu kam, daß Venedig sich durch seine Politik und durch seine Kriege jede Macht in Italien — einschließlich der des Papstes — zu Feinden machte. Selbst europäische Staaten fürchteten, daß sich Venedig auch in ihre Einflußbereiche einmischen könnte. Die „Spitznamen“ für die Venezianer wurden denn auch immer weniger schmeichelhaft. Man bezeichnete sie als „schlaue und tückische Füchse“, als „verderbliche Kobolde“, „Wölfe“, „Tiger“, „Walfische“ und als „Ungeheuer“, „mit einer Seele, halb Christ, halb Türke“.

Nichtdestotrotz ging das gesellschaftliche Leben in dieser Stadt weiter, als gehe sie alles nichts an. Die Niederlagen und Schwierigkeiten des ausgehenden 15. Jahrhunderts milderten zwar in Europa etwas die Angst vor diesen „Ungeheuern“, doch erst 1508 kam ein Zusammenschluß zustande, die Liga von Cambrai, der Frankreich, Ungarn, Spanien, Mailand, Savoyen und der Papst (Julius II., 1503 bis 1513) angehörten. Es war das erste Staatenbündnis der modernen Geschichte und sollte die Expansion Venedigs verhindern.

Das weitere Umfeld war ebenfalls recht ungünstig geworden. Mit den Türken gab es ständig Streitereien (1537 kurzer Türkenkrieg, endet mit Patt); Zypern ging 1573 an die Türken verloren. Viel gefährlicher aber wurden die aufstrebenden Handelsmächte Portugal und Spanien. Ihre neu er-

schlossenen Handelswege wirkten sich auf die Einnahmen der Serenissima mindernd aus. Dennoch überstand Venedig durch seinen unbeschreiblichen Reichtum das 16. Jahrhundert einigermaßen wohlbehalten.

Die Leistungen dieser Stadt auf kulturellem und künstlerischem Gebiet sind hier nicht zu beschreiben. Diese Ausdehnung würde die geschichtliche Übersicht sprengen. Da wird eine Besichtigung vor Ort mehr überzeugen.

Soziale Verhältnisse

Es muß jedoch ein kurzer Blick auf die sozialen Verhältnisse geworfen werden. Die Vertreter der herrschenden Schicht lebten in großartigen Palästen, hatten besondere Privilegien, waren jedoch in strenge Pflichten genommen. Ab 1356 wurde sogar ein Gesetz gegen den Luxus erlassen. Schmuck, Tischgeschirr, Kleidung und Benehmen waren darin vorgeschrieben. Die Einhaltung dieser Regeln wurde durch „Aufsichtsbeamte“ überwacht. Widrigenfalls konnte auch ein Adelliger verhaftet werden und wurde dann 6 Monate in die heißen „Piombi“, die Bleikammern unter dem Dach des Gefängnisses, eingeliefert. Im Wiederholungsfall konnte er auch heimlich ertränkt werden.

Sogar die Zahl der Festbankette — die Zahl der Hochzeitsgäste war auf 40 beschränkt — und die Art der Speisen war reglementiert.

Ebenso war vorgeschrieben, welche Dienste zu verrichten waren. Noch strengere Auflagen bestanden für den Dogen. So waren diese Adelligen diszipliniert, ernsthaft, arbeitsam und konservativ. Sie waren an Reichtum und Herrschaft so gewöhnt, daß sie beides nicht zu zeigen brauchten.

Mit der Mitte des 16. Jahrhunderts lockerten sich dann die Bräuche. Man gab mehr Empfänge, und man lernte das Landleben schätzen. Man hatte Landhäuser in der „Terraferma“, in dem grünen Tal der Brenta oder in den freundlichen Hügellandschaften der Cadorischen Alpen. Diese „Villen“ wurden entsprechend dem Reichtum der Besitzer für die damalige Zeit unerhört kunstvoll ausgestattet. Pfl egte man zunächst nur in den heißen Tagen des Juni/Juli ins „Grüne“ zu flüchten, nahm man im 17. Jahrhundert schon die Monate April bis November hinzu. Kein Wunder, daß dadurch Disziplin und Arbeitsamkeit nachließen. Man fand Gefallen am Gefühl, der Lust frönen zu können (Hedonismus).

So verweichlichte die führende Schicht. Doch eben diese führende Schicht machte keine 2% der Bevölkerung aus. Es ist also zu fragen, wie die anderen 98% der Venezianer lebten?

Die mittleren und unteren Schichten lebten — gemessen an der Oberschicht — dürftig. Dennoch lebten auch sie, verglichen mit den gleichen Schichten in den

anderen europäischen Staaten, beinahe „fürstlich“.

Die Arbeiter der Stadt gehörten zu den bestbezahlten Europas. Besonders wichtig war damals — ein soziales Netz gab es ja nicht —, daß man sich dauernder Vollbeschäftigung erfreuen konnte. Zudem achtete die Regierung streng darauf, daß den Arbeitern genügend freie Tage — weit mehr als den Adelligen — gewährt wurden. Ebenso bezuschußte man die Grundnahrungsmittel und den Wein. So konnte sich jedermann ohne große finanzielle Einbußen satt essen.

Da der junge Mensch eine Zeit lang in der Kriegs- oder Handelsmarine dienen mußte und dabei weit in der Welt herumkam, konnte er daheim berichten, wie armselig es sich in anderen Staaten lebte. Man konnte stolz sein, in Venedig beheimatet zu sein.

Und noch eine andere Komponente ist nicht außer acht zu lassen. Man erlaubte den Arbeitern, regelmäßig an den großen Feiern und Zeremonien des Staates teilzunehmen. Dadurch hatten sie das Gefühl, an den Angelegenheiten der Republik mitzuwirken. Letztlich tat dann der „ständige Karneval“ ein übriges, um die Grundstimmung auf „heiter“ zu stellen.

Wohlhabend und patriotisch waren die Arbeiter in Arsenalen, die „arsenalotti“. Sie wurden nicht nur täglich entlohnt, sondern hatten sogar eine eigene Sporthalle, um sich in guter körperlicher Kondi-

tion und damit fit für ihre Arbeit zu halten. Zudem hatte der Arbeiter — im Gegensatz zu den Adelligen — wenig zu befürchten. Ein Admiral dagegen, der eine Schlacht verlor, kam in den Kerker, und ein Botschafter, der zu freundschaftlich zu ausländischen Würdenträgern war, konnte hingerichtet werden. Lediglich die Glasbläser, die „Adelligen“ unter den Arbeitern, und die Spitzenklöppelmeister hatten bei Verstößen hohe Strafen zu erwarten.

Die Kirche

Die Kirche spielte in Venedig eine große und andererseits kaum eine Rolle. Unter den Patriziern schwand der Glaube an ein Leben nach dem Tod im 16. Jahrhundert fast ganz. Politisch hatte sie in dieser Republik nie eine besondere Rolle gespielt. Bei den venezianischen Arbeitern dagegen war die Kirche die Trösterin. Mit der ganzen Familie pflegte man regelmäßig zu den Gottesdiensten zu gehen. Und die Kirchenfeste waren Höhepunkte ihres Lebens. Aber diese Kirche war nicht eine Einrichtung, um Staatstreue zu vermitteln.

Die Zünfte

Im politischen Bereich hatten die „Zünfte“ oder die „scuola“ das Sagen. Diese Zünfte waren als Laienbruderschaften nach den Handwerken — Glasbläser, Flick-

schuster, Barbieri usw. — oder nach Landsmannschaften — Slawen, Albaner, Griechen usw. — gegliedert. Man wählte einen Vorstand und zahlte einen jährlichen Mitgliedsbeitrag.

Die Zünfte wiederum bekannten sich zu bestimmten Heiligen (Heilige Ursula, Heiliger Georg usw.). Sie waren Gemeinschaften, die sehr fest zusammenhielten und sich auch caritativen Aufgaben — Alten-, Kranken-, Waisenpflege — widmeten. Ihr Selbstbewußtsein war so ausgeprägt, daß sie berühmte Künstler mit der Ausschmückung ihrer Zunfträume beauftragten (u.a. Carpaccio, Tintoretto).

Die Zunft der Glasbläser, Glasperlenmacher und Glasfärber auf der Insel Murano war lange Zeit von besonderer Exklusivität. Sie hatte sogar ihren eigenen „kleinen Dogen“, den „podesta“, der aus einer Adelsfamilie gewählt wurde. Das Geheimnis der Muranogläser war jahrhundertlang streng gehütet und eine der wenigen industriellen Einnahmequellen.

Zu einer begünstigten Klasse zählten ebenfalls die Kurtisanen. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts soll es in Venedig 11600, zwölfmal mehr als Patrizierfrauen, gegeben haben. In der Markusbibliothek gibt es noch heute Abschriften des

Buches, in dem diese Damen mit Namen und Adresse verzeichnet waren. Sie konnten sich als Bürgerliche ungehindert in der Ober-

schicht bewegen, sie waren für ihre Klugheit, ihren Geist und ihre Liebeskunst bekannt. Sie wurden gut bezahlt und konnten nicht selten Vermögen erwerben.

Die Künste

Nun mußte ein hohes Lied auf die berühmten Künstler folgen. Jedenfalls schenkte die Republik der Welt vier der größten Maler: Carpaccio (1455—1526), Giogione (1477—1510), Tizian (1490—1576) und Jacopo Tintoretto (1518—94). Außerdem wirkte am Ende des 16. Jahrhunderts ein Baumeister von überragendem Genie: Andrea Palladio (1508—1580). Noch mehr auszuführen, dazu wäre dann eine Woche zu kurz. Statt dessen eine Kleinigkeit: Das Leben in Venedig schien den meisten Besuchern um 1700 deshalb billiger als an irgendeinem Ort Europas, weil man keine Pferde brauchte — man machte alle Wege zu Fuß oder per Gondel. Und auch an Dienerschaft brauchte man wegen der beengten Verhältnisse nur wenig.

Unheil droht

Diese blühende Republik achtete nicht auf die Zeichen der Zeit. 1570 belagerten die Türken Nikosia, die Hauptstadt Zyperns. Lustlos entsandte die Republik eine Flotte unter dem Admiral Dandolo, einem Nachfahren jenes blinden großen Dogen. Dieser jedoch ließ den Mut missen, wurde überwäl-

tigt und von den Türken enthauptet. Die Festung Famagusta verteidigte sich unter Bragadin zäh und lange, mußte jedoch 1571 kapitulieren. Entgegen der Zusage des freien Geleits wurde der tapfere Verteidiger zu Tode gepeitscht.

Diese grausame Tat ließ endlich die Serenissima erwachen, und Venedig fand sich zum Bündnis mit Spanien, Genua und dem Papst bereit. Im Spätsommer des Jahres 1571 segelte nun die vereinigte Flotte mit zweihundert Galeeren, zwanzig Lastschiffen und fünfzig leichten Schiffen sowie sechs großen Galeassen gegen den osmanischen Feind im Golf von Korinth. 50000 Mann betrug die Besatzung, und 30000 Soldaten sollten in den Kampf eingreifen. Die Flotte des Sultans mit 300 Schiffen, davon etwa 200 Galeeren, lag vor Lepanto und erwartete den Feind. Es wurde die größte Seeschlacht der Geschichte des Mittelalters unter Don Juan d'Austria — einem Halbbruder des spanischen Königs. 8000 Christen starben, 16000 wurden verwundet. Die Türken aber verloren 25000 Mann und die gesamte Flotte. Dennoch, dieser große Sieg brachte wenig, weil die Staaten der Christen uneinig waren. Und Venedig mußte sogar Zypern 1573 abgeben.

Nun wurden auch die anderen Niederlassungen in Kreta und im Osten anfällig. Die Lager in der Lagunenstadt waren nicht mehr sehr

gefüllt, und die Staatskasse schon gar nicht — viele Patrizierfamilien gingen bankrott.

Zu allem Unglück erkannten die Mächtigen der Stadt den Wandel in der politischen Welt nicht. Man riskierte ob der Besetzung des Patriarchenstuhls in Venedig mit dem Papst den Konflikt und wurde 1606 gebannt. Zunächst lächelte man darüber. Venedig glaubte sich über solche „Bräuche“ erhaben. Dann aber mußte man feststellen, daß die italienischen Staaten und andere in Europa (u.a. Spanien) ihre Flotten, Gelder und Kaufleute aus Venedig abzogen. Das um so leichter, da es nun auch andere Handelswege gab. Das Geld wurde weniger, die Waren schwanden, und der langsame Untergang der Stadt schien sich abzuzeichnen. Kreta ging 1669 verloren, und die Rückerobung einiger Häfen des Peloponnes konnte diesen Verlust nicht wettmachen.

Dennoch, in der Zeit von 1718 bis 1796 trat noch einmal eine gewisse Ruhe ein. Dank der Beredsamkeit von Fra Sarpi, einem Servitenfrater, wurde der Bann gelöst. Die Staaten Italiens formierten sich zwar unter spanischem Einfluß gegen Venedig, eine innenpolitische Verschwörung aber wurde rechtzeitig entdeckt und niedergeschlagen.

Der Kampf gegen die Osmanen, wenig energiereich geführt, brachte Einbußen. In dieser Zeit konnte man feststellen, daß sich die Interessen der adeligen Familien verla-

gerten. Die Terraferma mit einem ruhigen Landleben war der neue Anziehungspunkt. Solange der Handelsgewinn noch ein erträgliches Leben garantierte, nahm man die Kolonialverluste (1715 Peloponnes) nicht so tragisch. Um 1718 war jedoch das überseeische Gebiet Venedigs auf die Ionischen Inseln, Istrien und die Küste Dalmatiens zusammengeschrumpft. Der Rat wurde immer mehr zu einer Verwaltungsstelle als zu einem Forum der lebendigen Auseinandersetzung.

So konnte es geschehen, daß auf Angriffe gegen die Außengebiete mit Protestnoten statt mit Gegengewalt geantwortet wurde. Der Schein wurde so gehütet, daß man an Festtagen die Flaggen von Gebieten hißte, die längst verloren waren (z.B. Kreta, Zypern). Andererseits konnte man, wenn es um die Substanz der Stadt ging, auch tatkräftig handeln. Als die Verschlammung der Lagune die Kanäle und Häfen bedrohte, machte man sich nach ausgiebiger Debatte daran, die für die Verschlammung verantwortlichen Flüsse umzuleiten. So wurde die Stadt gerettet. Ebenso war man in der Lage, gigantische Bauprojekte zu verwirklichen.

Ohne Santa Maria della Salute, die Procuratie Nuove, das Kloster San Giorgio, den Palazzo Rezzonico und den Palazzo Pesaro wäre Venedig nicht so schön, wie es heute erlebt werden kann. So fand die Architektur in Venedig im

Barock zu einer besonderen Ausprägung und Höhe.

In dieser Zeit des sich beschleunigenden Abstieges schenkte Venedig der Welt noch einmal Architekten, Bildhauer, Maler und Musiker von einsamer Größe. 1643 wurde dort sogar das erste ständige Opernhaus des Abendlandes eröffnet. Damit war der Rahmen geschaffen für Meister vom Rang eines Monteverdi, Corelli und Vivaldi. Der musikalische Schwerpunkt verlagerte sich zugleich aus dem kirchlichen in den profanen Raum.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts klagte der Patrizier, Dichter und Priester Angelo Maria Labia: „Die Edelleute tragen nicht mehr die Amtstracht, die Hintern der Weiber sind vom Gekniffenwerden blau und grün; speien möchte man ob all dem Jokus und Luxus; und die Religion geht den Bach hinunter.“

Der Karneval, einst auf gewisse Zeiten beschränkt, dauerte nunmehr sechs Monate. Da trug dann alles Maske. Die Spielleidenschaft wütete. An einem Abend verwetete der Abbé Grioni beim Roulette seine ganze Kleidung und mußte nackt ins Kloster gehen. Nonnen trugen Schmuck und kurze Gewänder und schlugen sich um die Ehre, sich einem durchreisenden päpstlichen Nuntius als Mätresse andienen zu dürfen. Die Damen von Rang trugen Dolch und Pistole, um in ihren Liebeshändeln nicht zu unterliegen. Eine verheira-

tete Frau ohne „cicisbeo“ — eine Art Galan und Kammerherr — galt als unschicklich.

Die Reichen wurden immer reicher, und die Armen versanken aus ihrer ehemals wenigstens gesicherten Existenz in bittere Armut. Adelige Familien — Barnabotti — mußten auf Staatskosten versorgt werden. Auch der Staat wurde durch die Ausgaben für die mindesten Sozialleistungen und die verringerten Einnahmen immer ärmer. Die Reichen legten ihr Geld nicht mehr als notwendig in der Stadt, aber um so reichlicher in der Terraferma an. Waren 1645 noch 2400 Arbeiter in den Arsenalen beschäftigt, waren es 1766 noch 1500, die auch nur am Zahltag erschienen.

1780 sagte der Doge Paolo Renier: „Wir haben keine Land- und Seestreitkräfte mehr. Wir haben keine Verbündeten. Wir leben auf gut Glück.“ Dennoch gingen die Ausschweifungen im Karneval weiter. Hier vermischten sich Adel und Bürgertum. Nur eine Maske mußte man haben. Zeitgenossen schilderten die krassen Gegensätze zwischen arm und reich, die blendenden Fassaden und die stinkenden Hinterhöfe in drastischen Farben. Und eine Generation tüchtiger Maler hielt den Niedergang im Bild fest.

Die großen politischen Ströme der Zeit — die Aufklärung, die französische Revolution — gingen dennoch an der Stadt Venedig vorbei. Einmal hatte man ein

recht effektvolles Überwachungssystem — so war die Verbrechensrate niedrig —, zum anderen gab es so etwas wie eine Kumpanei zwischen Reichen und Armen, Aristokraten und Plebejern. Man hielt eine Revolution in Venedig für undenkbar.

Die Revolutionäre vor der Lagune

Als dann Napoleon auftauchte, wurde die Schwäche des Staates sichtbar. Schon der greise Doge Renier hatte auf die Zerrüttung der Finanzen, die militärische Schwäche und die diplomatische Isolation hingewiesen. Auch hatte er bemerkt, daß Österreich an der Stadt an der Adria interessiert war. Ebenso wurde täglich deutlicher, daß die Interessen der Stadt nicht mehr mit den Interessen der Terraferma identisch waren. Große Feierlichkeiten für den Zarewitsch Paul aus Rußland, für König Gustav III. von Schweden und auch die Zurückhaltung Venedigs im Krieg Österreich, Rußland, Türkei konnten nicht länger darüber hinwegtäuschen, daß die Stadt politisch ohne Konzept und innerlich morsch war. Der zündende Funke fehlte noch. Da starb am 18. Februar 1789 der Doge Renier. (Sein Tod wurde wegen des Karnevals erst am 2. März bekanntgegeben). Wenn er auch kein Mann von großen Entschlüssen war, so war er doch von politischer Weitsicht.

Nun fehlte der Stadt auch noch das „Gewissen“.

Der neue Doge Ludovico Manin (März 1789) wurde somit auch der letzte. Noch am Himmelfahrtstag 1796 konnte die Vermählung Venedigs mit dem Meer in großartiger Weise gefeiert werden. Aber Napoleon siegte 1796 bei Lodi über die Österreicher und besetzte anschließend Cremona, Brescia, Bergamo und Verona. Die Landbewohner wandten sich an den Rat der Republik Venedig und bekamen keine Antwort.

Napoleon teilte nunmehr der Stadt mit, daß sie für ihre Missetaten (Anstiftung der Bauern zum Widerstand, Beherbergung des Bruders des ermordeten französischen Königs und Durchmarschrechte für Österreich) über ein halbes Jahr monatlich 1 Million Franken zu zahlen habe. Der große Rat bewilligte das Geld.

Der nächste Schlag war ein „Bündnis-Angebot“. Am 15. April 1797 — einem Tag (Ostersamstag), an dem noch nie in Venedig gearbeitet worden war — entsandte Napoleon seinen Adjutanten, General Junot, mit seinen Forderungen an die Serenissima. Falls man sich nicht fügen wollte, werde es Krieg geben. Am Ostermontag wurden einige französische Soldaten, die in der Stadt biwakierten, ermordet. Auf Napoleons Befehl wurde sofort eine Fregatte zur Strafe in den Lido beordert. Tatsächlich funktionierte nun doch eine der venezianischen Kanonen,

traf das Schiff und tötete den Kapitän. Napoleon tobte und erklärte am 1. Mai 1797 den Krieg. Der Doge Manin — gewählt, weil er schwach war — verlautete an seinen Feldherrn, „die Ruhe im Staat aufrechtzuerhalten und den Untertanen Glück und Behagen zu schenken“. Dabei hätte die Stadt eine gute Chance gehabt, sich ehrenvoll zu verteidigen. Die Flotte war gut. Ein Regiment guttrainierter „Schiavoni“ (Slawen) mit entsprechender Ausrüstung lag in Bereitschaft, und die „arsenalotti“ waren begierig, gegen Napoleon aufzustehen.

Der Untergang

Doch die Führung versagte. Sie tat nichts. Als die Franzosen auf Venedig schossen, trat am 12. Mai 1797 der große Rat zur letzten Sitzung zusammen. Obwohl nur 537 Edelleute anwesend waren und somit 63 an der Beschlußfähigkeit fehlten, beantragte der Doge die Abschaffung der fünfhundertjährigen Herrschaft des Adels und die Errichtung einer „Herrschaft des Volkes“. Dem Antrag wurde mit großer Mehrheit zugestimmt. Als dieses Ergebnis proklamiert wurde, schäumte das Volk vor Wut. Man wollte den Dogenpalast stürmen, um den Beschluß zu ändern.

Jedoch wenige Tage später ließen sich die Venezianer von den Franzosen „befreien“ und brachen beim Einmarsch der französischen Truppen in revolutionäre Gesänge

aus. Nun überschlug sich der Niedergang. Das goldene Buch der Adelsfamilien und die Dogeninsignien wurden verbrannt, die Adelswappen von den Häusern abgerissen. Die Franzosen holten die Bronzequadriga vom Markus-Dom und den Löwen von seiner Säule. Im Frieden von Campoformio, 17. Okt. 1797, wurde der Großteil Venetiens und die Stadt Venedig den Österreichern zugesprochen. Als am 6. und 9. Januar 1798 die Franzosen abzogen, nahmen sie alles mit, was auch nur nach Wert aussah oder den Österreichern, die am 10. Januar einzogen, hätte nützlich sein können. Österreich versuchte dann, mit bescheidenen Mitteln einen Wiederaufbau einzuleiten.

Infolge der kriegerischen Ereignisse und der Siege Napoleons war diese Zeit neuer Anfänge bereits am 25. Dezember 1805 vorbei. Venedig kam erneut an Frankreich. Doch auch diese Zeit ging vorüber. So wurde Venedig durch den Wiener Kongreß wieder Österreich zugesprochen. 1846 baute Österreich einen Eisenbahndamm und erschloß der Lagunenstadt neue Handelsmöglichkeiten. 1848 wurde Österreich durch einen Aufstand vertrieben, besetzte aber die Stadt 1849 erneut.

Im Jahre 1861 wurde das Königreich Italien ausgerufen, und infolge des Krieges Preußen/Österreich 1866 trat Venedig als Hauptstadt Venetiens dem Königreich Italien bei.

Eine Provinzstadt

Venedig wurde in der Folgezeit eine Provinzstadt mit einer großen Anziehungskraft für Fremde. Am 14. Juli 1902 beobachtete man, wie der Campanile, der 1275 fertiggestellt worden war, stärker wankte. In aller Eile räumte man die Piazza und verkleidete die umliegenden Gebäude mit Sandsäcken. Um 10 Uhr stürzte dann der Glockenturm ein. Er fiel in sich zusammen und richtete daher wenig Schaden an. Ein Haufen aus Ziegel und Marmor blieb übrig. Drei der vier Glocken waren total zerstört, die Marangona aber, sechshundert Jahre alt, blieb heil. Und dem Engel mit der Wetterfahne wurden nur die Flügel leicht verbogen.

Die Trümmer versenkte man — auf Beschluß des Stadtrates — mit einem Kranz im Meer. Ein neuer Campanile, naturgetreues Modell des alten, wurde dann am 25.4., dem Markustag des Jahres 1912 — genau 1000 Jahre nach der Grundsteinlegung zum ursprünglichen Glockenturm —, fertiggestellt.

In neuester Zeit

Im ersten Weltkrieg befürchtete man Angriffe der Österreicher, da der Hafen ein wichtiger Flottenstützpunkt war. Doch nur in der Nähe des Bahnhofes traten Schädlinge ein. Im neunten Jahr der Mussolini-Diktatur wurde der Straßendamm zwischen Venedig und dem

Festland eröffnet. Damit war die Insellage dahin.

Im zweiten Weltkrieg stand die Stadt an erster Stelle auf der deutschen Liste verbotener Angriffsziele. Und auch bei der Besetzung Venedigs durch deutsche Truppen wurde kein Stein beschädigt. Ebenso bewahrten die neuseeländischen Truppen bei der Befreiung der Stadt die Serenissima vor Zerstörungen.

Als eine Fehlinvestition erwies sich die Idee, den Hafen Marghera zu einem Industriegebiet zu erweitern. Die Einfahrt in die Stadt wurde nun für die Touristen zu einem Alptraum. Röhren, Tanks, Schornsteine mit schwefeligem Dunst verstellten das Bild auf die altwürdige Stadt. Schlimmer aber war noch, daß man einen Seehafen ausgebaggert und Untiefen („barene“) zugeschüttet hatte. Dadurch hatte man die Lagune eines natürlichen Kissens beraubt und das Gebiet sank ab. Zudem zog die Industrie Arbeiter aus anderen Landesteilen an, und Venedig war ärmer als zuvor. Böse Zungen behaupten, was Napoleon mit seinen Zerstörungen nicht gelang — das Gesicht dieser herrlichen Stadt einschneidend zu verändern —, wäre der Industrie fast gelungen.

Das Hochwasser 1966 (3. Nov.) brachte die Stadt noch einmal in Gefahr und vernichtete ungeheure Werte (64 Mio. Dollar). Doch um Mitternacht lief das Wasser — 2 m über normal — wie durch ein Wunder plötzlich ins Meer ab.

Um die Zukunft

Venedig ist trotz vieler Versuche — Film-Biennale — eine physisch und moralisch sterbende Stadt. Eine Zeit lang registrierte man ein Absinken um 5 Millimeter pro Jahr bei einem Ansteigen des Meeres von 1,5 Millimeter. Doch scheint der Verfall zur Zeit gestoppt. Man muß nun Milliarden darauf verwenden, die morschen Holzpfeiler durch Zementspritzen zu ersetzen. Zugleich muß aber auch eine Grundsanierung stattfinden, weil 75 % der Gebäude nur unzureichende sanitäre Anlagen haben. Dann könnte auch der Auszug der Bevölkerung aus den feuchten und dem heutigen Stand nicht mehr entsprechenden Wohnungen gestoppt werden.

Hatte früher die natürliche Zirkulation des ein- und ausströmenden Meerwassers für die Reinigung gesorgt, ist nunmehr eine

Kanalisationsanlage notwendig. Da der italienische Staat bisher sehr langsam reagiert hat, sind private Mäzene tätig geworden und haben schon viel gerettet. Jedoch nur eine großzügige Hilfe kann eine der schönsten Städte der Welt für die Zukunft erhalten. Allerdings wird man sich dann auch Gedanken machen müssen, die Stadt mit Leben zu erfüllen. Sonst wird Venedig noch vor dem Jahr 2000, wegen der Überalterung der Bevölkerung, ein Pensionisten-dorf, das im Sommer von Fremden überschwemmt wird.

Wenn wir morgen durch diese schöne Stadt mit der Motor-Gondel fahren und zu Fluß gehen, dann werden Sie vielleicht verstehen, wenn ich diesen Vortrag mit einem Wunsch beschließe: „Möge den Verantwortlichen etwas einfallen, damit die Serenissima nicht untergeht!“

DIE REISE GEHT WEITER

Ravenna

4 m, 138 000 Ew, bedeutendes Industrie- und Landwirtschaftszentrum; vermutlich umbrische, später etruskische Siedlung; römische Invasion im 2. Jh. v. Chr.; um die Zeitenwende Kriegshafen; 402 Regierungssitz des weströmischen Kaisers Honorius; bereits 44 Bischofssitz; 476 Romulus Augustulus wird abgesetzt, der Germane Odoaker (476—493) regiert als König von Italien; 30 Jahre (bis 526) führt Theoderich von Ravenna aus die Geschicke des Reiches; imposantes Grabmal; Ostgoten waren Arianer (Lehre 325 auf dem Konzil von Nizäa verurteilt); 540 erobert der oströmische Feldherr Belisar die Stadt; 554 Ostgotenreich vernichtet; 527—565 byzantinisch; 755 übergibt der Frankenkönig Pipin das Exarchat an den Papst; 1297 findet Dante Zuflucht und 1321 würdige Begräbnisstätte; 1441 erobern die Venezianer die Stadt; 1509 erobert Papst Julius II. die Romagna mit Ravenna, nun bleibt die Stadt bis 1860 beim Kirchenstaat.

Sant'Apollinare in Classe

besterhaltene Basilika Ravenas, 535 an Stelle eines Apollo-Tempels begonnen, 549 eingeweiht, Apsis und Triumphbogen mit Mosaiken des 6. und 7. Jhs.

Romanische Wahrzeichen in der Emilia-Romagna

Es ist vielleicht ein kühnes Unterfangen, nach dem Erlebnis der Stadt Venedig, hier im Bus — sozusagen in der Stunde der Entspannung — über eine Stilepoche zu sprechen. Ich kann auch verstehen, wenn dem einen oder anderen ganz andere Gedanken kommen. Dennoch soll der Versuch gemacht werden, Ihnen ein Appetithäppchen anzubieten, das vielleicht viel später einmal Anlaß gibt, sich mit diesen Dingen selbst zu beschäftigen.

Wenn wir in Kürze über den Po fahren, dann haben wir den Nordostzipfel der Emilia-Romagna erreicht. Wir fahren an dieser Ostgrenze der Region entlang und verlassen sie erst hinter Rimini. Im Norden läuft die Grenze etwa entlang des Po bis Piacenza und im Süden auf dem Kamm des Apennin.

Ursprünglich gehörte dieses Gebiet zur Lombardei. Als im 7. Jahrhundert die Byzantiner ihr Herrschaftsgebiet gegen die vordringenden Langobarden verteidigten, nannten sie das von diesen besetzte Gebiet Longobardis und das noch erhaltene Gebiet — als Erben Roms — Romània.

Nach dem zweiten Weltkrieg

wurde dann die Region zur Emilia-Romagna. Eindrucksvolle und reiche Städte liegen in diesem Landstrich: Bologna, Modena, Parma, Piacenza nach Westen und Ferrara, Ravenna, Forlì nach Norden bzw. Osten. Durchfährt man die Region, dann erscheint sie sehr einheitlich: fruchtbare Ebene, wohlhabende Dörfer und schöne Städte.

Geht man jedoch zurück in die Geschichte und gerade in die Zeit der Romanik, dann erkennt man, daß damals das Land geteilt war. Man findet nämlich im Gebiet der Langobarden, also etwa der Linie Ferrara—Bologna nach Westen entlang, sehr viele Zeugnisse romanischer Baukunst, östlich dieser Linie — im ehemaligen byzantinischen Raum — erheblich weniger. Eine besondere Ausnahme ist die Abtei Pomposa, die wir später im Vorbeifahren sehen.

Was ist romanische Baukunst?

Der Ausgangspunkt für die romanische Baukunst ist die altchristliche Basilika, wie sie sich in Rom und in Italien erhalten hatte. Neu ist dann zunächst der Formcharakter des architektonischen Gerüsts. Aus der Aula mit Apsis entwickelt sich das Langhaus mit einem hohen und breiten Mittelschiff. Halbhöhe und halbbreite Seitenschiffe schließen sich an. Diese Entwicklung wird in starkem Maße von germanischen Einflüs-

sen geprägt. Später tritt das Querschiff hinzu, dann wird der Raum zur Apsis um ein Quadrat verlängert, und man erhält die Gestalt des lateinischen Kreuzes. Die Fenster sind zunächst einfach mit runder Wölbung. So erhalten die romanischen Kirchen — trotz zuweilen hoher Innenräume — eine gewisse Wuchtigkeit und sehen nicht selten wie Festungen aus. Die Künstler des Mittelalters — aber auch die Gemeinden — sehen den Kirchenbau als Gottesdienst an. Alle künstlerischen Arbeiten geschehen zur Ehre Gottes.

Die Weiterentwicklung des Baues und die Ausstattung der Kirchen mit Vierung, Lettner und Chorraum soll hier nicht weiter betrachtet werden. Auch kann auf die Unterschiede von Säulen- und Pfeilerbasilika nicht eingegangen werden. Vielmehr will ich versuchen, die Besonderheiten darzustellen, aus denen der germanische Geist die Kirchen in Italien geschaffen oder zumindest geprägt hat. Es muß vielleicht noch angemerkt werden, daß in romanischen Kirchen wenig Signaturen zu finden sind, denn die Werke waren die Frucht kollektiver Anstrengung und so bleiben sie in ihrer Bestimmung — Lob Gottes — anonyme Kunst.

Die Bauwerke

Schaut man auf die Karte, dann findet man die meisten romanischen Bauten entlang der „Via

Emilia“. Sie liegen sozusagen rechts und links der großen Pilgerwege des Mittelalters. Wo ein Kloster oder eine Pieve (eine mit besonderen Rechten ausgestattete Pfarrei) Rast und Unterkunft bot, bildeten sich bald Krankenstationen, Konvente oder auch neue Pfarrkirchen mit der besonderen Aufgabe, den Pilgern Hilfe und Beistand zu leisten. Die alten Römerstraßen waren da ideale Pilgerpfade.

Geschichtliche Aspekte

Der Streit zwischen Kaiser und Papst war das herausragende Ereignis der damaligen Zeit (Canossa 1077, Heinrich IV.). In seinem Schatten entwickelten sich Städte von der autokratischen Regierung durch Bischöfe, die zugleich die weltliche Gewalt innehatten, zu freien Kommunen.

Die Markgräfin Mathilde (1052—1115) war eine der großen Herrinnen der damaligen Zeit. Sie herrschte über die Toskana, in der Reggio, in Modena und teilweise über Bologna. Auf sie geht eine Reihe großer Kirchenbauten zurück, die Dome von Modena und Parma, aber auch viele kleine Bauten von Pfarrkirchen im Apennin.

Da die geistige Erneuerung der Kirche die Bürger ergriff, standen sie in dem Bemühen, Gott die Ehre zu erweisen, den Bischöfen nicht nach.

Besonderheiten

Dort, wo Steine aus alten römischen Bauten zur Verfügung standen oder wo schiffbare Flüsse den Transport aus den Gebirgen ermöglichte und wo das Geld reichte, baute man in Stein. Man scheute sich jedoch nicht, wenn Geld oder Material nicht ausreichten, den Turm aus Backsteinen zu bauen. Heute wirken diese schlanken lombardischen Türme sogar wie gewollte Farbtupfer. Aber man findet auch viele romanische Kirchen, die ganz aus Backstein gebaut sind, an besonderen Stellen jedoch wundervolle Schlußsteine aus Naturstein besitzen.

In die Betrachtung des romanischen Baustiles soll eine Anlage eingeschlossen werden, die wir nicht besichtigen. Wir werden langsam vorbeifahren und, wenn es geht, kurz anhalten, die Abtei Pomposa. „Monasterium Sanctae Mariae in Comacio, qui Pomposa dicitur“, sagt das erste noch vorhandene Dokument vom 29. Januar 874, ein Widerspruch Papst Johannes VIII. gegen die von Ravenna in Pomposa ausgeübte Gerichtsbarkeit. Streitfälle dieser Art um Souveränitätsansprüche über ein Kloster, seinen Grundbesitz, die Gewinne aus den Salinen oder die Fischerei waren damals nicht selten.

Die erste Klostergründung, vermutlich von Benediktinern, fand im 6. Jahrhundert statt. Aus Aufzeichnungen weiß man, daß 981

Pomposa dem Kloster San Salvatore in Pavia und 999 dem Erzbischof von Ravenna unterstellt war. Die große Zeit der Abtei begann um 1006, als der Adlige Guido zum Abt gewählt wurde und 40 Jahre das Amt innehat. 1026 (7. Mai) wird die um zwei Joche erweiterte Kirche eingeweiht. 1063 Baubeginn des Campanile durch Meister Deusdedit, 1150 Anbau der Seitenapsiden und 1351 Fertigstellung der Fresken.

Was ist nun so bedeutend an diesem Bauwerk, daß es in die Betrachtung einbezogen wurde? Zunächst einmal die Lage. Das Kloster lag in der Gründungszeit auf einer Insel, von Lagunen und zwei Armen des Po — dem Goro im Norden und dem Velano im Süden — umgeben. Schon in römischer Zeit besiedelt, brachten die Mönche aber erst im Mittelalter Schwung in die Landwirtschaft. In der Blütezeit lebten hier über hundert Mönche. Nach der Naturkatastrophe im Jahre 1152, einem Dammbruch in Ficarolo (ca. 60 km von hier, ca. 15 km nordwestlich von Ferrara) gelang es, die Abtei zu retten, aber die Flußläufe hatten sich verändert, Anschwemmungen verlandeten die Räume zur Insel, das Wasser stagnierte, und es bildeten sich Sümpfe. Die Mücken plagten die Anwohner. Dennoch blieb die Abtei ein wirtschaftlicher Faktor, bis die Malaria auftrat. 1338 steht ein erster Bericht über diese Krankheit in einem Brief an Papst Benedikt XII. 1496 wurde San Be-

nedetto in Ferrara neugegründet und Pomposa als Dependence behalten. 1652 wurde das Kloster durch ein Dekret Papst Innozenz X. aufgehoben. (Zwei Jahrzehnte später wurde die Abtei jedoch erst verlassen.) Die Kirche wurde Propsteikirche und dem Bischof von Comacchio unterstellt. (Dieser heißt noch heute ehrenhalber „Abt von Pomposa“.)

1802 von Napoleon konfisziert, an Private verkauft, als landwirtschaftliche Farm benutzt, verkamen die Gebäude, erhielten sich aber wegen der robusten Bauweise überraschend gut. Mit der Trockenlegung der Sümpfe — Mitte des 19. Jahrhunderts — belebte sich die Gegend wieder. Nach 1870 kaufte der Staat die Abtei, und seit 1920 begann die Restaurierung durch den Staat — gründlich, aber langsam. Glücksfall dabei war, daß die Abtei nicht durch Barockbauten verfremdet wurde.

Somit ist auch heute noch die romanische Architektur in voller Schönheit zu erkennen. Es ist nach der ravennaischen Schule eine dreischiffige, mit einem offenen Dachstuhl gedeckte Säulenbasilika ohne Querschiff (35,65 m lang, 7,75 m breit, Campanile 48,50 m hoch). Mit den sparsamen Mitteln der Po-Ebene gelang es, ein farblich besonders ansprechendes Werk zu schaffen. Die Farbnuancen erreichte man durch Beigabe von Eisen bzw. Verwendung von eisenhaltigem Ton, durch unterschiedliche Brenntem-

peraturen oder Brenndauer. Braun, rot oder ocker sind die bevorzugten Farben, die nun zu einem Farbenspiel zusammengeführt wurden.

Aber auch einen Hauch Orient verspüren wir in diesem Stil. Er wird als „Stil der Lagune“ bezeichnet, und man versteht darunter das Einmischen besonderer Muster in die Steine, z.B. in die Marmorfenster, und das Einfügen von Fayencen. Die Friese im Terrakotta wiederum sind typisch lombardischen Ursprungs. So gelang es den Menschen, am Rande der Adria die Strenge der lombardisch-romanischen Architektur durch die Variation der Materialien aufzuheitern:

- Backsteine in 3 Tönen,
- Terrakotta (gebrannte, unglasierte Tonerde),
- weißer Marmor.

Hinzu kommt in diesem Fall, daß die alten Baumeister, um dem Turm in dem relativ weichen Untergrund Halt zu geben, ein kräftiges Fundament aus Naturstein legten.

Nun könnte man eine Fülle von architektonischen Bezeichnungen loswerden, um die einzelnen Geschosse genau zu beschreiben. Selbst durch eine ausführliche Beschreibung und Begehung würde jedoch der Gesamteindruck nicht vertieft.

Wenden Sie den Blick daher noch einmal auf den Campanile. Sie sehen, wie von den untersten schießschartenartigen Öffnungen an das romanische Mauerwerk durch immer mehr „Fenster“ erleichtert wird. Das Gewicht des Turmes wird mit zunehmender Höhe immer geringer. So kann man auch mit einer Mauerstärke von 1,70 m an der Basis auskommen.

Land, Zeit, Geschichte und immer wieder der Mensch in diesen Elementen prägt durch seinen Geist Aussagen, die die Zeiten überdauern und die auf den hinweisen, der all das in seiner Schöpfung begründete — auf Gott.

EINE GESCHICHTLICHE BETRACHTUNG

Alea iacta est!

Auf historischem Weg

Wir nähern uns auf der „Autostrada del Sole“ dem kleinen Städtchen Savignano sul Rubicone. Damit blenden wir uns in die römische Geschichte des Jahres 49 v. Chr. ein. Caesar (*12.7.100 v. Chr.), aus altadeligem Geschlecht, hat nach einer schwierigen Zeit (geächtet von Sulla — 82, begnadigt, Kriegsdienst in Lesbos, Student — 75 — in Rhodos, Rhetorik, 68 — Quästor in Spanien, 65 — Ädil, 63 — Pontifex maximus) 58 die Aufgabe erhalten, Gallien zu befrieden! Er führt das auch bis 51 durch. Er gewinnt die Provinzen Gallia und Gallia Cisalpina sowie Illyricum und Gallia Narbonensis.

Im Dezember 50/Januar 49 v. Chr. lagert eine seiner Legionen, die 13., um Savignano. Der Senat in Rom verlangt am 1.1.49 die Auflösung des Heeres und die Übergabe der Provinzen an den Senat. Man wollte diese nunmehr florierenden Provinzen in Rom an eine andere politische Kraft vergeben. Caesar aber denkt in politischen und machtpolitischen Dimensionen. So verlangt er am 1.3.49, daß mit seinem eigenen Oberbefehl auch Pompeius — einer aus dem Triumphvirat — seinen Oberbefehl niederlegen müsse.

Aber in Rom gehen die Uhren

anders, man ziert sich. Und da reißt Caesar der Geduldsfaden, er überschreitet den Rubikon und marschiert nach Rom.

Januar 49 v. Chr.

Nach allen erreichbaren Unterlagen ist Caesar auf der Via Aemilia am 10. Januar 49 über den Rubicon geschritten. Das winzige Flübchen — Bach wäre vielleicht besser —, das auch noch nicht einmal ständig Wasser führt, war die Südgrenze von Gallia Cisalpina. Die römische Verbindungsstraße führte vom Meer — Rimini (damals Ariminum) — über Forlì—Bologna—Modena nach Piacenza. Nach ihrem Erbauer Konsul M. Aemilius Legridus — 187 v. Chr. — bekam sie ihren Namen.

Rimini war ein wichtiger Knotenpunkt, denn hier lief auch die Via Adriatica durch. Diese wiederum lief entlang der Küste bis Brindisi. In Fano endete die Via Flaminia, die entlang des Flübchens Metauro bis Calmazzo führte. Römische Straßenkunst schuf in der Galleria del Furlo einen großartigen Durchbruch, um die Straße fast immer an kleinen Flüssen entlang ohne übergroße Steigungen bis Foligno zu bauen. Damit wurde die Region der Marken verlassen und Umbrien erreicht. Mit Terni beginnt dann Latium. Rom ist für unsere Betrachtung dann zwar der Endpunkt, in Wirklichkeit natürlich

der Ausgangspunkt aller Straßenbauten.

Die Marschroute

Caesar folgte dieser Straße jedoch nicht. Er marschierte an der Küste entlang (Via Adriatica, Verde Riviera Picena). Dieser Entschluß konnte mehrere Ursachen haben. Einmal hatte Caesar nur eine Legion. Sie war von besonderer Qualität, weil viele alte Mitstreiter aus den gallischen Kriegen den Kern bildeten. Zwar war es ihm gelungen, die Mannschafstärke etwas über dem Soll zu halten, aber kampfkraftig war er dennoch nicht. Zum anderen hätte es auf der Via Faminia zu einem Begegnungsgefecht mit Truppen des Pompeius kommen können (z.B. in der ebeneren Gegend um Foligno). Dabei wäre er mit seinen zahlenmäßig unterlegeneren Kräften (Pompeius hatte 10 Legionen, also über 60 000 Mann verfügbar) sehr bald geschlagen worden.

Vielleicht wollte er auch durch einen vorgetäuschten Marsch entlang der Küste den Anschein erwecken, daß er zunächst nach Brundisium (Brindisi) marschieren wolle. Damit hätte er seinen Widersacher von der Unterstützung in Griechenland und vor allem von der Flotte getrennt.

Psychologe und Strategie

Aber noch ein anderer Umstand ist von Bedeutung: Die Menschen

im Gebiet der südlichen Marken und der Region Abruzzen fühlen sich seit altersher — bis heute — von Rom vernachlässigt. So war diese Gegend immer als aufmüßig bekannt. Caesar hat richtig spekuliert, denn es gelang ihm, mit wenig Truppen Pisaurum (Pesaro), Fanum (Fano) und Ancona zu besetzen.

Nachdem nun noch bei Picenum (Ascoli Piceno?) die zwölfte Legion zu ihm gestoßen war, konnte er getrost weitermarschieren. In Rom herrschte Unsicherheit und man beschloß, über Brindisi nach Griechenland auszuweichen. Einigen aus der Umgebung des Pompeius wird dieses Schwanken und Aufgeben zuviel. Man versucht, Caesar, der nun deutliche Absichten, nach Rom zu marschieren, zu erkennen gibt, in Corfinium zu stoppen.

Aber Caesar gelingt es, die Stadt einzuschließen. Domitius, der zum Nachfolger Caesars bestimmt war und nun weder von Pompeius entsetzt wurde noch sich durchschlagen konnte, mußte kapitulieren. Caesar verhinderte die übliche Brandschatzung, entließ die Offiziere, so sie wollten, zu Pompeius und gewann damit die Masse der Legion. (Es war die Legion VIII.) Durch diese großzügige Geste erhielt er einen so großen Zulauf, daß er aus Veteranen, Freiwilligen, Gefangenen und Rekruten drei weitere neue Legionen aufstellen konnte.

Und dann folgte der Marsch auf

Rom über die Via Valeria und die Via Tiburtina. Seine Truppen ließ er in den Städten der Umgebung — von Tivoli bis Frascati — Lager beziehen, er selbst betrat unbehindert und unbewaffnet die Stadt am 16. März.

Bewertung

Dieser Marsch über rund 290 km Küstenstraße und 220 km Gebirgs-

straßen wurde mit etwa 30000 Mann in 64 Tagen bei Besetzungen von 5 Städten und einer Schlacht zurückgelegt. Das entspricht einem Marschtempo von ca. 8 km am Tag. Hinzu kommt noch die Eingliederung von rd. 18000 Mann in neue Legionen. Man muß von einer imponierenden organisatorischen und führungsmäßigen Leistung sprechen.

GEN SÜDEN

Pesaro

11 m, 90000 Ew, Hauptstadt der Provinz Pesaro e Urbino, Marken.

Die Marken

Seit Beginn unserer Fahrt haben wir ständig Begegnungen mit der deutschen, mit der europäischen Geschichte gehabt. Auf der Höhe der Stadt Gradara gelangten wir in die Region Marche, die Marken. Der Name dieser Region stammt aus der Zeit Karls des Großen. Es ist eine Ableitung des deutschen Wortes „Mark“ — Grenzland.

In der späteren Auseinandersetzung mit dem antipäpstlichen Feudalismus und dem Kirchenstaat entstanden die drei „Marken“ Camerino, Fermo und Ancona. Heute sind diese „Marken“ in die Provinzen Pesaro, Ancona, Mercereta, Ascoli Piceno gegliedert. Die gesamte Region ist 9694 km² groß und zählt 1396000 Einwohner (245 Gemeinden, 36% Gebirge, 53% Hügel, 11% Ebene). Im Süden, kurz hinter S. Benedetto del Tronto, am Fluß Tronto, grenzt die Region Abruzzan an, im Westen sind es die Toskana, Umbrien und Latium.

Wenn man von den „Marken“ hört, dann denkt man zurück an die viel besuchten Seebäder an der adriatischen Küste. Daher verißt man das wechselvolle politi-

sche Schicksal dieser Region. Und man vergaß auch lange Zeit die wirtschaftliche Situation. Der verarmte Süden erhielt staatliche (und europäische) Subventionen. Im Norden, vor allem in der Po-Ebene, entwickelte sich eine ausreichende Großindustrie — zusätzlich zu der gut funktionierenden Landwirtschaft.

Die „Marken“ aber litten — und leiden auch heute noch — darunter, daß man sie „vergessen“ hat. So stellen die Einwohner einen Großteil der Auswanderer nach Amerika. Die Siedlungsform, die von der zentralen Kirche mit einigen lebenswichtigen Institutionen — Rathaus — Schule — bestimmt ist, bewahrt noch eine gewisse Form des Landlebens. Doch immer mehr Gehöfte werden verlassen. Der karge Boden gibt nicht genügend her, und die EG hat die Lage der kleinen Bauern noch verschlechtert.

An der schmalen Küste ballt sich ein wenig Industrie. Die Not der Heimat schließt aber die Menschen zusammen, und, wo ein „Marchigiano“ einen anderen trifft, da helfen sie sich gegenseitig — nicht immer zur Freude der anderen.

So sieht das Land vielfach verfallen aus. Ab und an werden Landstriche billig aufgekauft und wieder in Ordnung gebracht. Aber der Gesamteindruck ist nicht eben hoffnungsvoll. Darüber täuschen

auch nicht die modernen Hotels am Strand hinweg. Sie werden vielfach mit „fremden Brigaden“ betrieben und werfen nicht soviel an Einkünften ab, daß die Restbevölkerung davon leben könnte.

Dennoch ist der Stolz der „Marchigiani“ ungebrochen, und sie reagieren empfindlich, wenn man auch nur einen Hauch von Herablassung zeigt.

Man weiß heute, daß schon in der Zeit von 3000 bis 2000 v. Chr. „Landsucher“ vom Balkan anlandeten. Kulturelle Beziehungen zwischen Dalmatien und dem Balkan sind seit dem Jahre 1000 v. Chr. nachweisbar.

Pelasger waren frühgriechische Siedler, ihnen folgten Umbrer, Sabiner. Der Stamm der Pizener vermischt sich mit den Etruskern. Später dringen dann Griechen und Gallier ins Land. Man verbindet sich mit Rom. 260 v. Chr. wird Pizeno ins römische Reich eingegliedert.

Die Via Flaminia verbindet Rom mit der Adria. Die Ländereien in den Marken werden nach Caesars Tod an Kriegsveteranen verteilt. Die Teilung in weströmisches und oströmisches Reich bringt dann die Unterstellung unter das byzantinische Exarchat in Ravenna. Zwischen 754 und 756 erhält der Papst aus der Hand von Pippin Ravenna und die Städte Rimini, Fano, Senigallia und Ancona. Der Anfang zum Kirchenstaat ist gemacht.

Das Mittelalter mit seinen Auseinandersetzungen zwischen Kai-

ser und Papst führt dazu, daß sich hier Familienherrschaften entwickeln, die aber auch nicht immer zur Beruhigung beigetragen haben.

Im 18. Jahrhundert wird es etwas ruhiger, bis Napoleon die Herrschaft übernimmt und wieder verliert. Mit der Auflösung des Kirchenstaates und der Ausrufung Roms als Hauptstadt erhalten die Marken eine eigene Verfassung. Aber man bleibt arm. Man ist immer noch antiklerikal eingestellt und sympathisiert mit sozialistischen Parteien. Kunst und Kultur sind in einigen Zentren (Urbino — Raffael, Pesaro, Ancona, Ascoli usw.) konzentriert.

Urbino

485 m, 16000 Ew, Geburtsort Bramantes (1444—1514) und Raffaels (1483—1520). Unveränderter Renaissancecharakter.

Ancona

16 m, 108000 Ew, Hauptstadt der Region und Provinz Marken. Bedeutender Hafen- und Handelsplatz. Griechische Siedlung um 400 v. Chr. von Syrakus aus.

Loreto

127 m, 10000 Ew, berühmtester italienischer Wallfahrtsort nach Rom.

Legende Loretos

Die Legende sagt, daß Engel*), nach der Eroberung Palästinas durch die Heere des Islam, das Haus Mariens 1291 von Nazareth über das Meer in die Nähe von Fiume gebracht hätten. Am 20. Dezember 1294 jedoch bewegten die Engel das Haus erneut und setzten es in der Nähe von Redanati ab. Doch dort suchten Räuber und Heiden den Ort heim, und so nahmen die Engel noch einmal die Last des Transportes auf sich und setzten das Haus in den Garten der Brüder Simone und Stefano Antici nahe Loreto. Die Brüder aber gerieten in Streit. Mord und Totschlag waren die Folge. So blieb den Engeln nichts anderes übrig, als das Häuschen noch einmal zu bewegen. Diesmal stellten sie es — vielleicht müde von dem anstrengenden Transport — nicht weit von dem damals unscheinbaren Dörfchen in die Nähe einer Landstraße. Die Einwohner wurden glaubenstreu, und so blieb das kostbare Immobil bis heute dort stehen. Zu seinem Schutz aber baute man um das Heilige Haus eine Basilika — und auch, damit es nicht noch einmal fortbewegt würde.

*) Heute nimmt man an, daß eine „Firma“ mit dem Namen d'Angeli den Transport im Auftrage der Kreuzritter unternommen habe. Damit wären die Sage und die eindeutige Herkunft des Materials erklärbar.

Ob wahr oder gut erfunden — man ist sich auch unter Gelehrten nicht so ganz sicher, denn Gestein und Mörtel entsprechen exakt dem verwendeten Material in Palästina —, hier wird deutlich, mit welcher Phantasie die Menschen des Mittelmeerraumes ihr Leben betrachten. Julius II. (1503—1513), der die Kirche bauen ließ und für Loreto ein eigenes Bistum gründete, sagte in seiner Bulle zur Wallfahrt nach Loreto: „Wie der fromme Glaube annimmt und die Sage berichtet“. Das klingt also sehr skeptisch.

Heute kommen jährlich über eine Million Pilger in das kleine Städtchen. Man betritt den alten Stadtkern durch die Porta Romana, die gegen Ende des 16. Jahrhunderts errichtet wurde. Anfang des 16. Jahrhunderts hatte Papst Leo X. (1513—1521) eine Mauer um die Stadt ziehen lassen, um den Ort vor Räubern zu schützen.

Beeindruckend ist der Anblick der Basilika über den Häusern Loretos. Ebenso bemerkenswert aber ist auch der Blick auf die Piazza della Madonna. Die Wallfahrtskirche mit dem abseits stehenden Campanile zur einen Seite, der Apostolische Palast, der in „L“-Form zwei Seiten des Platzes umschließt, und an der vierten Seite der Palazzo Illirio bilden einen Raum — überwölbt vom blauen Himmel Mittelitaliens, der zur Stille und Sammlung führen kann. Der monumentale Brunnen in der Mitte

des Platzes (1614 im Entwurf fertiggestellt) gibt dem Platz eine festliche Note. An der Basilika sind die gotischen Grundformen noch erkennbar. Sie wurde 1468 begonnen, aber schon im Verlauf des Baues dem Renaissancestil angepaßt.

Erst Mitte des 18. Jahrhunderts wurde der Bau vollendet. Die teilweise überladene Ausstattung ist nicht jedermanns Geschmack. Es gibt Kenner, die die vielen kostbaren (oder für kostbar gehaltenen) Gegenstände als „Glaubensschwulst“ bezeichnen. Für uns ist es eine Begegnung mit der Glaubensbezeugung der Menschen im Mittelmeer.

Die Kirche ist 93 m lang und 60 m breit. Die drei Schiffe werden durch quadratische Pfeiler voneinander getrennt. Dadurch entstehen 23 Kapellen, die zwischen dem 16. und 20. Jahrhundert reichlich mit Fresken und Ölbildern ausgestattet wurden. Bedeutende Künstler sind an der Ausschmückung beteiligt gewesen. Die „Santa Casa“ liegt unter der Kuppel und ist von einer Mauerbrüstung eingefäßt, die auf Bra-

mante zurückgeht, aber durch viele Skulpturen und Reliefs so geschmückt ist, daß sie überladen wirkt.

Im Innern des Heiligen Hauses sind drei Seiten geschwärzt, die Frontseite aber ist mit Marmor verkleidet. In der Mitte der Wand hängt die verehrte Madonnenstatue — leider eine Kopie der Plastik aus dem 13. Jahrhundert. Das Original wurde beim Brand 1921 vernichtet. Wir müssen uns auch darauf gefaßt machen, daß südländische Beter hemmungslos in Tränen, Gebete und Flehen ausbrechen. Diese Gefühlsaufwallungen sind echte, tiefe Glaubenshingewissenheit. Wir müssen daher diese Szenen mit tiefer Achtung aufnehmen, auch wenn unsere Regungen andere sind. Die ehemals reiche Schatzkammer der Kirche wurde von Napoleon „erheblich erleichtert“.

Gran Sasso d'Italia

Gebirgsmassiv in den Abruzzen. Berge ragen bis zu 2914 m (Corno Grande) auf.

EINE WILDE LANDSCHAFT IM APENNIN

Abruzzen

Die Abruzzen grenzen im Osten an das Adriatische Meer, im Westen an die Region Latium und im Süden an die Region Molise. Die Fläche dieser Region beträgt 10794 km² und die Einwohner-schaft 1200000 Seelen. Der höchste Berg ist der Monte Corno mit 2914 m. Die Landschaft ist rau und zuweilen — besonders unter südlicher Sonne — von einem wilden Reiz. Anmutig und schön sind viele Bergtäler.

Die Hauptstadt ist L'Aquila. Besonders sehenswert ist der „Parco Nazionale d'Abruzzo“. Hier wurde 1923 ein Jagdreservat von über 400 km² zum zweiten Nationalpark Italiens erklärt. Die Buchenwälder, die reiche Fauna und Flora begleiten den Reisenden auf allen Wegen. Im „Park“ hat man 80 Braunbären, zwei Dutzend Wölfe und über 350 Abruzzen-Gemsen heimisch gemacht. Sie sind jedoch wenig zu sehen, da die vielen Besucher sie zu Nachttieren gemacht haben.

Politisch und militärisch stand diese Region nie im Mittelpunkt. Aber von den Nöten, der Zeit hat auch sie ihren Anteil tragen müssen. Das wirkte sich dann vor allem in den Städten aus. Insgesamt eine reizvolle und beeindruckende Region.

L'Aquila

715 m, 66000 Ew, Provinzhauptstadt und Hauptstadt der Region Abruzzen, 1254 mit einer Urkunde Konrads IV. zur Stadt erhoben. Kastell, San Bernardino (1454—72), 1703 barockisiert, Santa Giusta 1257, Dom San Massimo 13. Jh., 1703 nach Erdbeben neu erbaut, San Pietro di Sassa 1256 (älteste Kirche).

Nun geht die Fahrt nach Latium, dem Stammland der Latiner.

Latium

Hier schlägt das Herz des alten Römischen Reiches. Es ist die historisch älteste Landschaft Italiens. Sie ist am dichtesten mit dem Schicksal der Stadt verbunden.

Das Land mit seinen 17000 km² Fläche und etwas über vier Millionen Einwohnern grenzt im Norden an die Toskana und an Umbrien, im Osten an die Abruzzen, im Süden an Kampanien. Im Westen aber bildet das Tyrrhenische Meer mit seiner langen Küste die Grenze. Betrachtet man diese Region auf der Karte, dann fällt auf, daß sie fast in der Mitte durch die Ebene des Tiber geteilt wird. Diese Ebene zwischen den Bergen ist das eigentliche Latium des Altertums.

Die Ebene am Meer war und ist durchweg fruchtbar mit Ausnahme der Pontinischen Sümpfe. Diese — im Süden Roms gelegen — sind eine ständige Herausforderung der Regierenden gewesen. Ihre Urbarmachung hat Caesaren, Kaiser, Päpste und Diktatoren beschäftigt. Denn sinnvoll trockengelegt, wurden sie zur Kornkammer Roms und verminderten die Seuchengefahr.

Wenn Sie an den Ufern des Tiber stehen, dann kann es zu zwiespältigen Auffassungen kommen. Sind die Sommer heiß, dann ist er ein kleines Flößchen, ist aber der Winter in den Bergen schneereich gewesen und das Frühjahr feucht, dann wirkt er bedrohlich, und man kann verstehen, daß dieser Fluß eine erhebliche Bedeutung gehabt und auch heute noch hat. Er ist einer der längsten Flüsse Italiens (405 km, Po 570 km, Etsch 450 km), jedoch die Schifffahrt ist unbedeutend. Ein Blick auf die Karte zeigt aber, daß aus den umliegenden Bergen viele Bäche und Flößchen den Weg nach Rom suchen. So ist es nicht verwunderlich, daß damit Wasser als eine der wichtigsten Grundlagen zur Gründung einer großen Stadt immer ausreichend vorhanden war und heute noch zur Verfügung steht. Der Brunnenkult der Römer geht letztlich darauf zurück, daß man für eine so große Ansammlung von Menschen in diesem Klima auf Wasser als „Lebensmittel“ und als „hygienisches Mittel Nr. 1“ angewiesen war.

Die prägende Kraft Roms läßt zuweilen die große Vielfalt der Region Latium vergessen. Doch es lohnt sich, auf den Spuren der Geschichte dieser ältesten Kultur einmal nachzuspüren. Besiedlung ist in der Neusteinzeit, in der frühen Eisen- und der frühen Bronzezeit nachgewiesen. Um 1000 v. Chr. wurde das Land von verschiedenen Italiker-Stämmen besiedelt. Ihnen verdankt Italien seinen Namen. Etwa um 900 v. Chr. eroberten dann die Etrusker (Herkunft Kleinasien?) das Land und entwickelten eine hohe Kultur. So geriet auch Rom, das durch den Zusammenschluß der Latiner und Sabiner entstanden war, unter die Herrschaft der Etrusker.

Erst im Jahre 510 v. Chr. erhielt Rom eine republikanische Verfassung und unterwarf in langen Kriegen die Etrusker, Latiner, Griechen und Samniten der näheren Umgebung und dann ganz Italien.

Aber auch landschaftlich ist dieser Landstrich reizvoll. Sehenswerte Ortsbilder, Kirchen und Klöster — oft versteckt und weitgehend unbekannt — zeugen vom Fleiß und von der Kultur der Menschen.

Doch auch die Landschaft hat viel zu berichten. Da ist auf der einen Seite die vielfältige Bergwelt, da gibt es reizvolle Hügellandschaften, einsame Seen, fruchtbare Landstriche, Pinienhaine, Weinberge und fruchtbare Getreidefelder. Man findet aber ebenso fast öde, baumlose Steppen mit einzel-

nen Ruinen — eine malerische Gegend, aber gezeichnet von einer großen Schwermut.

Dagegen steht die Anmut, aber teilweise auch die Schroffheit der Küstenregion. Am Strand herrscht in der heißen Zeit reizvolles Leben. Dort findet man das südlich heitere Leben, von dem so mancher Dichter träumt. Liest man die Namen der Badeorte, dann findet man von der Felsenküste bis zum feinen Sandstrand alle Variationen, zuweilen umrahmt von herrlichen Pinienwäldern.

So ist diese Stammlandschaft des römischen Imperiums eine reizvolle, anregende Mischung vieler Variationen des Themas Landschaft, Kultur, Zivilisation und Historie. Aber man erkennt auch die gestaltende und prägende Kraft der Menschen. Sie sind stolz, selbstbewußt, realistisch und praktisch veranlagt. Sie neigen zum Individualismus, aber sie sind auch gesellig. Familie und Tradition gelten selbst heute noch viel.

Man kann Land und Leute so lieben lernen, daß man ihrem Zauber nicht mehr zu entrinnen vermag.

Tivoli

222 m, 45000 Ew, lebhafte altrömische Stadt, beliebter Sommersitz der Römer, einst Land- und Alterssitz des Kaisers Hadrian (118—139).

Rom

13—83 m, 3000000 Ew (siehe Rom-Seminare, Band I, Stichwort Rom). Über Rom als Sitz des Konzils schreibt der Erzbischof Kardinal Montini und spätere Papst Paul VI.: „Zwei grundsätzliche Gedanken sind mir (uns?) in den Sinn gekommen. Der eine betrifft Rom als *patria communis*; niemand bleibt ein Fremder in Rom, wenn er am Genius der Stadt teilhat. Alle, die zu dieser feierlichen Versammlung*) nach Rom strömen, werden weder Fremde sein noch Gäste, noch Reisende, sondern Bürger. Wer als Pilger nach Rom kommt, kennt und spürt die geheimnisvolle Erhebung zum Bürger der wahren Menschheit; erst recht jener, der eintrifft, um ein Amt zu bekleiden — *il magister ecclesiastico* —, das in sich weltumspannend ist: er wird wie zu Hause sein. Es ist wunderbar, daß auf der Welt und in unserer Geschichte ein Ort existiert, an dem sich jeder zu Hause fühlen kann. Auch Laien, auch Nichtgläubige empfinden in Rom dieses geheimnisvolle Gefühl. . .

Der andere Gedanke betrifft die Hoffnung, die in Rom oft unbemerkt ihrer Heimstatt zuzueilen scheint. Diese Hoffnung trägt messianische, eschatologische Züge. Es ist nicht korrekt, Rom als eine antike Stadt zu definieren, die als moderne Hauptstadt überlebt hat (vgl. F. Gregorovius, Storia

*) Gemeint ist das Konzil.

della città di Roma nel Medio Evo, Roma 1900, Bd. I, S. 5—6). Roms Schicksal ist auf die Zukunft ausgerichtet. Die Geschichte Roms ist noch nicht abgeschlossen, und die Gegenwart genügt nicht, um die Möglichkeiten ihrer Mission innerhalb der Zeit auszuschöpfen. In Rom liegt eine Erwartung der logischen Fortführung zu einem neuen Ziel. Die Voraussetzungen in Rom sind ihrer Natur nach fast ein

Versprechen zu nennen. In Rom steht die Burg, die Werkstatt des Vertrauens und der Kunst der menschlichen Vervollkommenung. Der Pessimismus hat keinen Platz in ihren Mauern. Hier ist die Auferstehung, jederzeit denkbar; hier ist Frieden, immer erreichbar; hier ist der menschliche Fortschritt, immer erfüllbar. Es scheint, daß der Humanismus selbst hier seine ewige Weiterführung erlebt.“

GEDANKEN UM DIE KIRCHE

Rom 1990

Wir haben nun Loreto hinter uns gelassen und damit eine wichtige Station auf unserer Reise. Noch einmal die Gedanken zu den einzelnen Stationen:

Brixen: Gallien, Germanien und Italien im römischen Reich — aber auch in der Kirche — also geistig, politisch und geistlich verbunden.

Padua/Venedig: Politische und religiöse Entwicklungen im Verlauf der Geschichte. Ostrom — Westrom; Ostkirche — Westkirche.

Loreto: Die Spiritualität der Mittelmeervölker. Mystik aus dem Orient.

Und nun nach Rom, dem Sitz der Weltkirche und des Papstes. Dabei komme ich zunächst mit einem Gedanken, der dem Begriff „Sitz des Papstes“ zuwiderlaufen könnte: *Ökumene*. Warum und wieso fahren deutsche katholische Laien nach Rom? Wir, die wir bei uns das Problem Ökumene fast täglich hautnah erleben, fahren nach Rom zum Papst. Und der Papst wiederum gilt bei vielen daheim als alles andere als ein begeisterter Ökumenist. Ich will versuchen, einen Sinn hineinzubringen.

Klärung der Begriffe

Ökumene — aus dem Griechischen entlehnt — bedeutet: die be-

wohnte Erde, die Gesamtheit der Christen.

Ökumenische Bewegung — sind zwischen- und überkirchliche Bestrebungen christlicher Kirchen und Konfessionen zur Einigung in Fragen des Glaubens und der religiösen Arbeit.

Ökumenismus — ist ein von vorwiegend katholischen Theologen gebrauchter Begriff nach dem 2. Vat. für die Bemühungen um die Einheit aller Christen.

Nun will ich nicht auf die Definitionen des Konzils und der Synode in Deutschland eingehen, das müßte später angereichert werden, sondern auf die praktische tägliche Arbeit hinweisen.

Die Schritte

Der 1. Schritt war zweifellos das Aufeinanderzugehen evangelischer und katholischer Christen im 3. Reich. Es wird ja vielfach vergessen, wie weit wir heute schon sind. Noch in den 30er Jahren war ein Katholik in Ostpreußen (außer Ermland) oder Mecklenburg etwas Minderwertiges. Und ein Schimpfwort Einheimischer im Arbeitsdienst bei Neubrandenburg war: du bist ja katholisch. Das bedeutete: du bist verrückt.

Und ein evangelischer Christ in Bayern war auch — obwohl die Könige Bayerns Landesbischöfe der evangelischen Kirche waren — zumindest ein Exot. Selbst innerhalb

von Familien gab es erhebliche Unterschiede. Trotz eines allgemeinen guten Klimas konnte sich *eine meiner evangelischen Tanten* nicht enthalten, die Heiligenverehrung sehr mißfällig zu betrachten — und sie war Lehrerin.

Wenn man heute den gegenseitigen Austausch in Fragen der sozialen Hilfe, der Achtung voreinander und auch das Zusammenfinden von Gebetsgemeinschaften sieht, dann sind da bereits mehrere Schritte getan worden:

1. Miteinander sprechen, gegenseitige Achtung,
2. gemeinsamer Grundkonsens in Fragen der Moral und der Ethik,
3. soziale Hilfspgemeinschaften,
4. Gebetsgemeinschaften bis hin zu gemeinsamen Gottesdiensten.

Ungeduldige mahnen nun drei weitere Schritte an:

- Abendmahlsgemeinschaft,
- Amtsgemeinschaft,
- Aufgabe des Petrusanspruches.

Es soll nicht verschwiegen werden, daß es eine Reihe noch kleinerer Diskrepanzen gibt. Diese sind aber leichter überwindbar — von dem gemeinsamen Betrieb kirchlicher Einrichtungen bis zu einem Angleich von Ritus und Kult (u. a. Heiligenverehrung).

Abendmahlsgemeinschaft

Hier werden selbst vom Staatsoberhaupt Wünsche geweckt, die

wir einfach nicht nachvollziehen können. Diese Gemeinschaft besteht außerdem auch innerhalb der evangelischen Kirchen nicht. Aber wir dürfen das nicht nur vor unserem deutschen Hintergrund sehen. Es wird oft vergessen, daß mit den Kirchen des Ostens erhebliche ökumenische Fortschritte erzielt wurden. Mit vielen von ihnen besteht bereits Sakramentsgemeinschaft. Doch würde eine Betrachtung heute zu weit führen.

Nach unserem Verständnis kann hier nur — in Übereinstimmung von Schrift und Tradition — die Aussage lauten: „Im Sakrament der Eucharistie sind Brot und Wein durch die Konsekration im objektiven Sein etwas anderes, nämlich Christi Leib und Blut. Hier ist der Herr in der *Gestalt* gegenwärtig (vgl. Mt 26,26 u. 27: „das *ist* mein Leib“; „das *ist* mein Blut“). Das ist ein Unterschied zur Anwesenheit des Herrn im Gebet der Gemeinschaft (vgl. Mt 18,20: Denn wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen). Hier ist die Anwesenheit eine geistige. Diese Frage kann nur durch die Gnade Gottes gelöst werden.

Über das *Amtsverständnis* will ich mich heute auch nicht weiter auslassen. Nur soll hier der Gedanke angesprochen werden, der ausdrückt, daß der katholische Priester sein Amt nicht von einer Gemeinde oder einem Gremium empfängt, sondern durch die Weihe im Namen Christi und im Auf-

trag der Kirche in den Dienst vor Gott und an den Brüdern berufen wird.

Damit wird die hierarchische Struktur der Kirche festgelegt, ihre Abhängigkeit vom Stifter Jesus Christus und die Legitimation von Priestern und Bischöfen in der „*Successio apostolica*“, der apostolischen Nachfolge. Amt und Vollmacht hat Christus den Aposteln verliehen und diese beauftragt, seine Sendung in der Kirche weiterzugeben.

Petrusamt

Eng verbunden ist nun diese Frage mit dem Petrusamt. Allseits wird für die Stiftung der Kirche das Wort Christi an Petrus bei Caesarea angeführt (Mt 16,18 und 19; vgl. auch Rom-Seminare, Buch I, S. 42 und Buch II, S. 13ff.). Diese Worte sind im lateinischen Text wie folgt angegeben: „Tu es Petrus, et super hanc petram aedificabo Ecclesiam meam: et portae inferi non praevalent adversus eam: et tibi dabo claves regni caelorum.“ „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Unterwelt werden sie nicht überwältigen. Und ich werde dir die Schlüssel des Himmelreiches geben.“

Aus diesen überlieferten Worten wird deutlich, daß die Kirche von den Kräften der Unterwelt nicht überwunden werden kann. Nun aber hat ein ehemals evangelischer Pfarrer nach langem Stu-

dium die Frage aufgeworfen, ob sich dieses *eam* nicht, wie bisher ausgelegt, auf Ecclesiam, sondern auf petram bezieht. Diese Übersetzung ist nun nicht etwas, was findige Lateinlehrer zu einer Prüfungsfrage machen könnten. Prof. Johannes Böckmann, Msgr., schließt eine solche Übersetzungsmöglichkeit nicht aus. Prof. Böckmann ist Herausgeber und Redakteur der bekannten Zeitschrift „Theologisches“ in Bad Honnef. Und auch der Schweizer Theologe Otto Karrer legt nach sorgfältiger Prüfung den Gedanken nahe, daß gedanklich und sprachlich die Zusage Christi auf Petrus bezogen sein kann. In seiner Übersetzung und Erklärung des Neuen Testaments hat er das ausdrücklich in einer Fußnote festgehalten.

Zieht man nun auch noch den griechischen Urtext heran, dann ist auch hier das letzte Pronomen *αὐτῆς* doppeldeutig. Es kann sich auf den Felsen, aber eben auch auf die Kirche (*ecclesia*) beziehen. Und die gleiche Doppeldeutigkeit ist auch in der Aramäischen Urschrift und der syrischen Übersetzung zu finden.

Damit aber bekäme die Zusage Jesu eine neue Dimension. Denn nun ist nicht der entscheidende Punkt die Kirche, sondern der Fels, auf dem die Kirche erbaut ist. Und dieser Fels ist Petrus. Daraus würde hervorgehen, daß das Petrusamt für die Kirche(n) — und nicht nur für die katholische — unverzichtbar ist, wenn die

Existenz bis an das Ende der Zeit gesichert sein soll.

Folgt man dann der inneren Logik dieses Jesu-Wortes, hat diese Auffassung viel für sich. Einmal wird deutlich, was Jesus mit Pforten der Unterwelt sagen wollte — ein Begriff, der damals altbekannt war: die Pforten des Hades — der Unterwelt — wurden durch den Felsen verschlossen. Solange er — der Fels — hält, können die Pforten die Kirche auf dem Felsen nicht in die Unterwelt fallen lassen. Dieses Bild war den Urge-meinden deutlich.

Ebenso ist denkbar, daß Jesus hier einen Ansatz gefunden hat, der im jüdischen Glauben feststand, daß nämlich der Fels unter dem Tempel von Jerusalem auch der kosmische Fels sei. Nun hat Jesus diesen Fels — Petrus — zum Grund für seinen neuen Tempel, die Kirche, genommen. Damit hat natürlich auch die Verheißung an Petrus für ihn und alle Amtsinhaber eine fundamentale Bedeutung. Das Petrus-Amt wird zum Angelpunkt für *alle* christlichen Kirchen.

Der im 19. Jahrhundert bekannte lutherische Theologe A. Vilmar (1800—1868) hat die Bedeutung des Papsttums mit folgenden Worten umschrieben: „Der totale Fall des Papsttums, wenn dies möglich wäre, was wir nicht meinen annehmen zu dürfen, würde die Auflösung der sämtlichen Sonderkirchen in kleine und immer kleinere Gruppen, die Atomisierung der Kir-

che und die Herrschaft des rohen Unglaubens schlimmster Willkür, die absolute Anarchie und schließlich den totalen Untergang des Christentums nach sich ziehen.“ (Was Christus der Kirche verheißt, S. 87.)

Verfolgt man diese Gedanken weiter, dann muß man allerdings Abschied nehmen von der Vorstellung, daß die Opferung des Papst-Amtes die Einheit der Christen einen riesigen Schritt nach vorne bringen würde. Und auch eine „Verkleinerung“ des Petrus-Anspruches auf die Form eines *Vorsitzenden* der christlichen Kirchen, eines Präsidenten oder wie auch immer gearteten ehrenamtlichen ersten Sachverwalters würde heißen, vom Wort der Bibel Abschied zu nehmen. Der Papst wäre nicht mehr der Fels, den Christus berufen hat, sondern eine von menschlichen Gremien gewählte Institution.

Wer sagt dann aber, daß nicht bald eine jede Kirchengemeinschaft das Recht beansprucht, auch einmal „drankommen zu dürfen“? Damit wäre jedoch die Bindung an Christi Wahl und Auftrag — die *successio apostolica* — erloschen. Ja, dann würde auch die Bibelstelle hinfällig, mit der die evangelische Kirche den Auftrag zur Predigt, Verkündigung und Sakramentspendung für ihre Geistlichen begründet. Der Ordinationstext (Mt 28, 18-20) lautet: „Mir ist alle Macht gegeben im Himmel und auf Erden. Darum ge-

het hin, machet alle Völker zu meinen Jüngern und lehret sie alles halten, was ich Euch geboten habe. Und siehe, ich bin bei Euch alle Tage bis ans Ende der Welt.“ Da nun die Apostel, an ihrer Spitze auch Petrus, nicht 2000 Jahre alt geworden sind, muß man erkennen, daß diese Worte dem *Amt* galten. Und so ist es auch mit dem Amt des Petrus. Denn die Schrift — sofern man sie entsprechend würdigt — gilt in Mt 28, 18-20 genauso wie in Mt 16,18. So muß also nach der Bibel für das *Petrus-Amt* gelten, was Christus verheißen hat.

Wie dann aber Ökumene?

Der Weg zur Ökumene wird damit nicht verbaut. Im Gegenteil, wenn sich alle auf dem Felsen Petri sammeln, dann kann es eine vielfältige Form kirchlicher Gemeinschaften geben. Sie müssen nur eben in der Glaubenssubstanz eine gleiche Grundlage finden. Und für diese ist der Fels die reale Basis.

Kardinal Ratzinger hat in seinem Aufsatz: *Der Primat des Papstes und die Einheit des Gottesvolkes* (in *Kirche, Ökumene und Politik. Neue Versuche zur Ekklesiologie*, Einsiedeln 1987, Johannes-Verlag, S. 14–16) festgestellt: „Das Wir der Kirche beginnt mit dem Namen desjenigen, der namentlich und als Person zuerst das Christusbekenntnis vortrug:

„Du bist der Sohn des lebendigen Gottes“ (Mt 16,16).“ Wenn nach Ratzinger „das Bestehen einer auf Dauer angelegten Petrustheologie und eines Petrus-Amtes kaum noch bestreitbar“ erscheint, so hat derselbe auch eine überzeugende theologische Strukturdeutung gegeben. Sie lautet: „— in Petrus, der einen neuen Namen erhält und insofern über sein bloß Eigenes hinausgehoben wird, aber eben doch in einem *Namen*, durch den er als Person mit persönlicher Verantwortung beansprucht ist. In seinem neuen, das historische Individuum überschreitenden Namen wird Petrus zur Institution, die die Geschichte hindurchgeht (denn auch dies, die Fortsetzbarkeit und Fortsetzung, ist in der Neubenennung enthalten), aber doch so, daß diese Institution nur als Person und in namentlicher und persönlicher Verantwortung existieren kann.“ (Vgl. R. Baumann: „Was Christus dem Petrus verheißt“, Vorwort Prof. Böckmann, S. 13.)

Man wird diese Gedanken weiterdenken müssen. Die Besorgnisse der Brüder im Glauben sind ernst zu nehmen. Dabei bewahrt sich die alte Erfahrung, daß man dann in der Ökumene leichter weiterkommt, wenn man weiß, was man glaubt, und diesen Glauben auch ernst nimmt.

Sicherlich noch ein weiter Weg. Aber die Gnade Gottes wirkt oft stärker, als wir annehmen.

GAUDIUM ET SPES — 25 Jahre

Werte und Wertevermittlung heute

Gaudium et spes

In ihrer Einführung zur Pastoral- konstitution „Gaudium et spes“ bemerkten Karl Rahner und Herbert Vorgrimmler¹⁾: „Mehr als jedes andere Konzilsdokument“ hat die Pastoral- konstitution ihren „Ur- sprung im Konzil selbst. . . Es war sicher für viele Bischöfe überraschend, in welchem Ausmaß die ‚Welt‘ am Konzilsgeschehen Anteil nahm, und dies ganz gewiß nicht nur aus Neugier.“ Das war zum einen eine Antwort auf das charismatische Wirken eines Johannes XXIII., zum anderen aber auch Interesse, inwieweit sich die Kirche „mit der konkreten Mensch- heit solidarisch erklären“ und deren „aktuelle Probleme überhaupt zur Kenntnis“ nehmen würde. Genau hierin liegt der Ansatzpunkt der Pastoral- konstitution „Gau- dium et spes“, deren Charakteristi- kum es ist, angesichts einer „kom- plexen Situation“ von Mensch und Welt konkrete Empfehlungen zu geben, sich aber zugleich der Un-

vollkommenheit und Vorläufigkeit (Nr. 91) ihrer Antworten bewußt zu sein. Eine Fülle von Themen wurde angesprochen: Atheismus, Ehe und Familie, kultureller Fort- schritt, Wirtschaftsethik, Erforder- nisse der politischen Gemein- schaft, Frieden und Völkergemein- schaft.

Analyse und Vergleich

Es ist interessant, einige Ab- schnitte der in der Pastoral- konstitution dargelegten Situationsana- lyse durchzugehen und mit den Entwicklungen der letzten 25 Jah- re zu konfrontieren: (Nr. 4) „Noch niemals verfügte die Menschheit über soviel Reichtum, Möglichkei- ten und wirtschaftliche Macht, und doch leidet noch ein ungeheuerer Teil der Bewohner unserer Erde Hunger und Not, gibt es noch unzählige Analphabeten. Niemals hatten die Menschen einen so wachen Sinn für Freiheit wie heu- te, und gleichzeitig entstehen neue Formen von gesellschaftli- cher und psychischer Knechtung.“ Der letzte Satz ist auf dem Hinter- grund der Diktaturen im Ostblock, in Südamerika und in Afrika zu ver- stehen. Auch wenn sich in dieser Hinsicht erfreulicherweise etli- ches verbessert hat, wird man ins- gesamt festhalten müssen, daß die vom Konzil gebotene Analyse nichts an Aktualität eingebüßt hat.

(Nr. 5): „Schon geht die Technik

27.10.1990

1) In: Karl Rahner — Herbert Vorgrimmler: Kleines Konzilskompendium, Freiburg 1968, S. 424 f.

so weit, daß sie das Antlitz der Erde selbst umformt, ja sie geht schon an die Bewältigung des planetarischen Raumes. Auch über die Zeit weitet der Geist des Menschen gewissermaßen seine Herrschaft aus; über die Vergangenheit mit Hilfe der Geschichtswissenschaft; über die Zukunft durch methodisch entwickelte Voraussicht und Planung. In ihrem Fortschritt geben Biologie, Psychologie und Sozialwissenschaften dem Menschen nicht nur ein besseres Wissen um sich selbst; sie helfen ihm auch, in methodisch gesteuerter Weise das gesellschaftliche Leben unmittelbar zu beeinflussen. Gleichzeitig befaßt sich die Menschheit in steigendem Maß mit der Vorausberechnung und Steuerung ihres eigenen Bevölkerungswachstums.“

1965 herrschte allgemein ein nahezu grenzenloser Fortschrittsoptimismus: der alte Traum, einen Menschen bis auf den Mond zu schießen, war in greifbare Nähe gerückt: gerade die Raumfahrt und die dabei entwickelte Computertechnik eröffneten ganz neue Perspektiven; einen entsprechenden Zuwachs gab es in Biologie und anderen Naturwissenschaften. Die Probleme der Gentechnologie waren nicht im entferntesten zu erahnen. Heute herrscht demgegenüber eher Skeptizismus angesichts unkalkulierbarer Gefahren, wobei der einzelne den sich widersprechenden Aussagen der Gutachter über die möglichen Risiken von

Atomenergie oder transgenen Pflanzen und Tieren hilflos ausgeliefert ist. Schon längst haben wir die Hoffnung aufgegeben, das Bevölkerungswachstum steuern zu können.

(Nr. 6): „Die neuen und immer mehr vervollkommenen sozialen Kommunikationsmittel tragen dazu bei, daß man über das Zeitgeschehen informiert wird und daß sich Ansichten und Einstellungen rasch und weit verbreiten mit all den damit verbundenen Kettenreaktionen.“

Soziale Kommunikationsmittel im Jahre 1965 waren vor allem Radio und Fernsehen; noch nicht zu erahnen war der Siegeszug der Computertechnik. Gerade diese hat aber die Welt in den letzten Jahren stärker verändert als die Erfindung der Atombombe. Spätere Historiker werden vielleicht einmal einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen der Computerentwicklung und dem Zusammenbruch des kommunistischen Herrschaftssystems herausarbeiten: Die Computertechnik basiert auf einem möglichst raschen und reibungslosen Austausch von Daten und Informationen. Das kommunistische Herrschaftssystem war nur durch ein Höchstmaß an Kontrolle und damit durch Unterdrückung von Datenaustausch aufrechtzuerhalten. Hier liegt auch der Schlüssel dafür, daß eine kommunistische Ökonomie unserem Wirtschaftssystem systemimmanent unterlegen sein muß. Unser

Wirtschaftssystem funktioniert, weil jeder einzelne in seinem Kompetenzbereich auf der Basis der stets abrufbaren Daten Entscheidungen fällen kann, ohne zuvor eine ganze Hierarchie unkompetenter Parteifunktionäre von der Richtigkeit seines Vorhabens überzeugen zu müssen. Der Zusammenbruch des klassischen Ostblocksystems ist logischerweise ein Glied der in der Pastoralkonstitution beschriebenen „Kettenreaktion“.

Wertewandel

In diesem Zusammenhang geht „Gaudium et spes“ auch auf das Problem des Wertewandels in der Gesellschaft ein: (Nr. 7) „Die Wandlungen von Denkweisen und Strukturen stellen häufig überkommene Werte in Frage, zumal bei der jüngeren Generation, die nicht selten ungeduldig, ja angsthaft rebellisch wird und im Bewußtsein der eigenen Bedeutung im gesellschaftlichen Leben rascher daran teilzuhaben beansprucht. Von daher erfahren Eltern und Erzieher bei der Erfüllung ihrer Aufgabe immer größere Schwierigkeiten. Die von früheren Generationen überkommenen Institutionen, Gesetze, Denk- und Auffassungsweisen scheinen aber den wirklichen Zuständen von heute nicht mehr in jedem Fall gut zu entsprechen. So kommt es zu schweren Störungen im Verhalten und sogar in den Verhaltensnormen“.

Drei Jahre vor der 68er Revolte verfaßt, haben diese Worte geradezu prophetischen Charakter. Folgende Stichworte mögen den gewaltigen Umbruch charakterisieren: das Ende der Nachkriegszeit; der Protest der Nachkriegsgeneration gegen eine Verkrustung der nach 1945 stabilisierten Ordnung; der unerschütterliche Glaube an die nahezu beliebige Veränderbarkeit politischer Verhältnisse; antiautoritäre Bewegungen, die Suche nach neuen Utopien mit durchweg institutionskritischen Zügen: all das waren schleichende Faktoren, die explosionsartig 1968 hervorbrachen. Die Auslösefaktoren sind bekannt: der Vietnamkrieg und das Ende des Prager Frühlings. Der Mordanschlag auf Rudi Dutschke und die Proteste gegen die Notstandsgesetze waren der weithin sichtbare Ausdruck einer zugespitzten politischen Radikalisierung. Zu einer in dem Maße nicht vorausgesehenen innerkirchlichen Zerreißprobe wurde im selben Jahr 1968 das Erscheinen der Enzyklika „Humanae Vitae“.

Störung des Gleichgewichtes

Das Kennzeichen der neuen Situation war eine „Störung des Gleichgewichts“. Auch das hatte „Gaudium et spes“ drei Jahre zuvor mit erstaunlicher Treffsicherheit analysiert: (Nr. 8) „Schon in der Einzelperson entsteht öfters eine Störung des Gleichgewichts zwischen dem auf das Praktische

gerichteten Bewußtsein von heute und einem theoretischen Denken, dem es nicht gelingt, die Menge der ihm angebotenen Erkenntnisse selber zu bewältigen und sie hinlänglich in Synthesen zu ordnen. . . . Endlich entsteht eine Störung des Gleichgewichts zwischen der Spezialisierung des menschlichen Tuns und einer umfassenden Weltanschauung.“

Anders ausgedrückt: wir leben in einer Zeit zunehmender „Atomisierung“ der Erkenntnisse: in den Labors ist der absolute Spezialist gefragt, der auf einem winzigen Fachgebiet bis ins letzte Detail Bescheid weiß. Niemand ist mehr in der Lage, eine Gesamtdeutung und Gesamtbeurteilung zu geben, zumal die Detailerkenntnisse explosionsartig anschwellen. Die Philosophie ist mit ihrer Weisheit am Ende. Statt dessen bastelt sich der einzelne aus seiner Lebenssituation heraus seinen eigenen Lebensentwurf, der nur für den klar begrenzten Definitionsbereich des in seiner Umgebung Wahrgenommenen Gültigkeit besitzt. Dieser Wandel hat auch für die Ethik Konsequenzen: „Ich muß doch selbst wissen, was für mich gut ist“: so lautet der (anti)kantsche Imperativ des Jahres 1990, der im letzten auf einen grenzenlosen Subjektivismus im ethischen Bereich hinausläuft.

Die Konsequenzen im religiösen Bereich sehen ganz ähnlich aus. Die Religion erscheint nicht nur als ein Wert neben anderen Wer-

ten und Angeboten; auch innerhalb der Religion nimmt man für sich in Anspruch, aus dem reichhaltigen Angebot sinnstiftender Elemente nach eigenem Gutdünken und Bedarf auszuwählen. Das Auswahlchristentum ist geradezu ein Charakteristikum heutiger Kirchlichkeit. Andererseits macht man aber zugleich die bittere Erfahrung, daß ein solcher selbstgebastelter Religionsentwurf in Extremsituationen, z.B. in Sinnkrisen, kaum tragfähig ist.

Das Problem des Wertepluralismus

Worte und Wertnormen

Jeder Mensch braucht Werte und Normen. Zwischen beiden Größen besteht ein direkter innerer Zusammenhang: Werte wollen durch Normen geschützt werden; Werte geben uns innere Ziele vor, die mit Hilfe von Wegweisern (Normen) angesteuert werden sollen. Jeder Mensch verfügt über eine Hierarchie von Werten: Der eine Wert ist ihm wichtiger als ein anderer. Aber genau hier beginnen die Schwierigkeiten: Wertehierarchien können heute nicht mehr von einer Institution einfach vorgeschrieben werden; man wählt sich seine eigene, höchst subjektive Ordnung. Dabei wird der einzelne mit einer Fülle konkurrierender Wertesysteme konfrontiert und in

einen Entscheidungsprozeß gestellt, der viele weithin überfordert. Insbesondere Jugendliche in ihrer Wertorientierungsphase stehen permanent in der Gefahr, Opfer der pluralistischen Gesellschaft zu werden. Eine mögliche Folge einer solchen Überforderung ist die Flucht in Subkulturen oder stabile Kleingruppen (Sekten), die dem einzelnen die Arbeit an der Wertefindung abnehmen und ihm statt dessen einen einfach strukturierten, scheinbar logischen Gesamtentwurf der Welt vorlegen: ein Weltentwurf zum Pauschaltarif mit all den damit verbundenen negativen Begleiterscheinungen.

Im Trend?

In eine andere Fehlreaktion verfällt der „glatte Trendtyp“, der weitgehend auf die Ausprägung eigener Anschauungen verzichtet, um sich bereitwillig jedem Modetrend anzupassen; er wird zum Spiegelbild eines in sich zerrissenen Menschen ohne jeden Tiefgang: er schätzt hohen Lebensstandard, hat aber ein distanzierendes Verhältnis zur Berufstätigkeit; er ist reiselustig, wegen der ständigen Reizüberflutung aber rasch gelangweilt; er ist kontaktbeflissen und einsamkeitsflüchtig, aber zugleich bindungsscheu; er ist institutionsfremd, aber zugleich orientierungsbedürftig und trotzdem kirchenfern.

Bevorzugung von Werten

Um die Werte

Welche Werte werden bevorzugt? Interessant erscheint das, was fehlt: Menschen mit Kriegserfahrung sehnen sich nach Frieden; für Menschen aus sozialistischen Staaten hat die Freiheit einen überaus hohen Stellenwert; bei Menschen aus der Dritten Welt steht zumeist die Befriedigung der Grundbedürfnisse an erster Stelle: „Erst kommt das Fressen und dann die Moral“ (Brecht). Bei wirtschaftlichem Wohlstand verlagert sich das Interesse; die Hauptsorge gilt dem gehobenen Lebensstandard: „Es war schon immer etwas teurer, einen besonderen Geschmack zu haben.“ Ist dort ein gewisser Sättigungsgrad erreicht, erlangen postmaterielle Werte kultureller, musischer und sportlicher Art besondere Attraktivität: die Aerobic-Kultur ist ein typisches Phänomen dieser Phase.

Wertewandel

Geistesgeschichtlich geordnet sind heute folgende Tendenzen des Wertewandels zu erkennen²⁾:

- a) Unter den langfristigen Entwicklungen sticht die stärkere Betonung des Individuums gegenüber der Gemeinschaft

2.) Vgl. dazu: Valentin Zsifkovits. Wertewandel heute, in: Stimmen der Zeit, Jg. 1990, S. 17–29.

(Staat, Kirche) hervor. Dies ist unter anderem eine Reaktion auf die Erfahrungen mit totalitären Herrschaftssystemen.

- b) Als mittelfristige Entwicklung ist zu beobachten, daß alte Wertehierarchien mit geistigen und religiösen Werten an der Spitze zugunsten materieller Werte zurücktreten.
- c) Als kurzfristiger Wandel ist ein Übergang von materialistischen zu postmaterialistischen Werten festzustellen.

Im Mangel aufgewachsene Jugendliche werden materielle Werte bevorzugen; in Zeiten des Wohlstands wächst das Unbehagen vor allem junger Menschen: ohne auf den bislang gewohnten Wohlstand verzichten zu wollen, erweitert sich das Wertespektrum. Das besondere Kennzeichen neuer Werte ist die „speziell ökologische, dezentralisierte, überschaubare, kleintechnologische“ Verwirklichungsweise der traditionellen Werte³⁾.

Kirchliche Werte

Sinnbildung

Ist angesichts dieser Ordnung noch Platz für kirchlich-religiöse Werte? Es ist notwendiger denn je, sich im Rahmen der kirchlichen Verkündigung und Erwachsenenbildung mit Fragen der Werteord-

nung und Wertehierarchie auseinanderzusetzen. Dabei muß deutlich werden, daß jeder Mensch nach Werten strebt, die als Handlungsziele für die Sinnbildung bedeutsam sind. Die Werte wollen durch Normen — verstanden als Leitlinien zur Orientierung des eigenen Ichs und Wegweiser in Richtung auf die anzusteuernenden Werte — geschützt werden. Ein solches Gefüge von Werten und Normen hat vor allem Entlastungsfunktion; denn ich kann nicht in jeder Entscheidungssituation in einem umständlichen Prozeß sämtliche Faktoren reflektieren, die in diesem Fall eine Rolle spielen. Wenn ich beispielsweise an eine rote Ampel komme, halte ich an; ich brauche nicht erst abzuwägen, ob ich mich etwa selbst oder den Autoverkehr gefährde oder anderen ein schlechtes Vorbild gebe. Vielmehr reagiere ich spontan, weil ich mir eine entsprechende Ordnung gesetzt habe. Ohne eine solche feste Ordnung wäre ich in einem permanenten Entscheidungsstreß, der mich maßlos überfordert oder aber zur völligen Entscheidungsunfähigkeit treibt.

Funktionen der Werte und Normen

Wenn ich Menschen überzeugen kann, daß Werte und Normen immer Entlastungsfunktion haben, muß sich ein ebenso entscheidender wie schwieriger Doppelschritt anschließen:

3.) Ebd., S. 21.

- a) Wie kann ich heutigen Menschen die objektive Gültigkeit einer von Gott geoffenbarten Wahrheit verdeutlichen?
- b) Wie kann ich vermitteln, daß diese Ordnung für mich persönlich subjektiv einen Sinn hat?

Individuum — Gemeinschaft

Zu a) Bei vielen Jugendlichen ist eine Einstellung anzutreffen, die sich etwa folgendermaßen ausdrückt: „Ich kann nie wissen, was wahr ist. Du hast deine Werte, ich habe eben meine.“ Viele haben Schwierigkeiten, einzusehen, daß es Werte gibt, die jedem menschlichem Zugriff entzogen sein müssen. Das Vorhandensein solcher von außen auf mich zukommender, objektiver Werte scheint der menschlichen Autonomie zu widersprechen: müßte ich mich dann nicht letztlich unter das Diktat Gottes beugen?

Bei der Beantwortung dieser oft leidenschaftlich diskutierten Frage darf ein entscheidender Punkt nicht außer acht gelassen werden: ich bin und bleibe Geschöpf Gottes. Wenn es einen Gott gibt und wenn dieser Gott sich den Menschen offenbart hat, dann muß diese göttliche Offenbarung wahr sein, oder Gott ist ein Lügner. Wenn es stimmt, daß der Gott der Offenbarung sowohl der Schöpfer der Welt als auch mein eigener Schöpfer ist, muß die Übernahme der in der Offenbarung enthalte-

nen Werte und Normen per se der beste Weg sein, um meine wahre Freiheit, meine besten inneren Kräfte zu entfalten. Das bedeutet aber, daß die Befolgung göttlich geoffenbarter Werte nicht im Widerspruch zu meiner Freiheit steht, sondern im Gegenteil meine Freiheit vollendet und überhöht. Am negativen Beispiel wird dies unmittelbar deutlich: ich habe die Freiheit, Drogen zu nehmen, zerstöre damit aber mein „Ich“ und zugleich meine Freiheit, indem ich in totale Abhängigkeit gerate. Gott aber hat mich zur Freiheit berufen!

Werte — objektive Gültigkeit?

Das Problem der objektiven Gültigkeit göttlich geoffenbarter Werte spitzt sich dadurch zu, daß diese stets institutionell vermittelt werden. Der einzelne hat keinen unmittelbaren Zugang zur geoffenbarten Wahrheit. Die Bibel ist institutionell vermittelt: nur deren Weitergabe durch die Kirche garantiert den Zugang zum Wort Gottes. Wie bereits erwähnt, gehört Institutionskritik zu den hervorstechenden Kennzeichen der heutigen Situation; dies gilt auch für die Kirche. So besteht die Gefahr, daß Vorbehalte gegen die Kirche als Institution in Vorbehalte gegenüber den von der Kirche weitergegebenen Werten umschlagen. Mit Nachdruck ist daher die Forderung des Mainzer Bischofs Karl Lehmann zu unterstreichen: „Die Kirche muß auch überzeugend klar machen,

daß sie — ohne ihre eigene Struktur zu verletzen — ihre eigenen Spielregeln des Umgangs im Inneren der Kirche noch wesentlich verbessern kann, ohne damit schon einer ‚Demokratisierung‘ zu verfallen. Anthropologisch und theologisch geht es dabei zentral um das Verständnis der menschlichen Freiheit und ihres Verhältnisses zur Wahrheit⁴.“ Oder anders ausgedrückt: es muß eine Hauptsorge aller Verantwortlichen sein, die Kirche so zu erneuern, daß den Menschen durch das äußere Erscheinungsbild der Kirche nicht der Zugang zur Wahrheit verbaut wird.

Zeugnis von Gott

Zu b) Wie kann ich vermitteln, daß die Ordnung Gottes für mich ganz persönlich, subjektiv einen Sinn hat? Auf dem Berliner Katholikentag 1990 lautete der Titel eines Forums: „Ich glaub an nix — mir fehlt auch nix.“ Genau das ist das Problem heutiger Glaubensvermittlung. Es gehört zu den negativen Zeiterscheinungen, daß das biblische Gottesbild verblaßt, während der Hunger nach dem Jen-

seits gestillt zu sein scheint. So muß sich jede Verkündigung mit der Frage auseinandersetzen: Wie kann ich einem Satten Appetit machen?

Jacques Loew erzählt folgende Parabel⁵: „Wie kann man einen Esel, der keinen Durst hat, trotzdem zum Trinken bewegen?... Soll man es mit dem Stock versuchen? Ein Esel ist aus härterem Holz als unser Stock. Außerdem, wer wird heutzutage zu einer solch autoritären Maßnahme greifen! Soll man ihm Salz zu schlucken geben? Das wäre Tierquälerei... Es scheint nur eine Lösung zu geben: man muß einen durstigen Esel herbeischaffen, der ausgiebig, mit großem Genuß und Behagen an der Seite des Artgenossen aus dem Eimer trinkt. Aber ohne jedes Theater, einfach, weil er Durst hat... Das wird seinen Kollegen nicht unbeeindruckt lassen.“

Es gibt nur diesen einen Weg: wir müssen den Mitmenschen ein glaubwürdiges Zeugnis vom lebenden Gott geben. Wenn wir das versäumen, werden wir zu einem reinen Dienstleistungsbetrieb mit einer Vielzahl humanitär-sozialer Einrichtungen, (Krankenhäuser, Schulen, Kindergärten) die aber nur in katholischer Trägerschaft, nicht aber in katholischem Geist geführt werden. Das Entscheidende ist das alltägliche Lebenszeugnis der Christen: Glaube drängt zur

4.) Karl Lehmann: Gesellschaftlicher Wandel und Weitergabe des Glaubens, Eröffnungsreferat bei der Herbstvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz in Fulda, 25. September 1989 (hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz: Der Vorsitzende der deutschen Bischofskonferenz, Heft 14), S. 15.

5.) Jacques Loew: Der verborgene Schatz, Freiburg 1979, S. 28f.

Mitteilung und will als mit-geteilter Glaube wirksam werden. Glaube vollendet sich in der Liebe.

Das Wertbewußtsein wird sich immer wandeln: es gibt stets Akzentverschiebungen: nicht zuletzt deshalb, weil jede nachwachsende Generation das Recht haben muß, eigene Ideen zu verwirklichen. Die Kirche als geschichtlich gewachsener Lebensraum hat insbesondere darin ihre Chance, Altes und Bewährtes mit Neuem und Fremden zu verbinden, um auf diese Weise Altes und Neues zu einer sinnstiftenden Einheit zu verknüpfen.

Werte und Sinnfrage

Ausweg aus der Verwirrung

Angesichts der vielfältigen Verwirrungen in der Wertefrage müssen wir den Mut haben, anderen

mitzuteilen, was unser Leben trägt, was uns Sinn und Halt gibt. Dabei dürfen wir nicht erst bis zur Bankrotterklärung säkularer Lebens- und Gesellschaftsentwürfe warten. Auf der anderen Seite besteht überhaupt kein Grund, derzeit ängstlich zu sein oder gar zu verzagen. Wer sich Angst einjagen läßt, lähmt sich selbst und ist damit nicht mehr in der Lage, sich den heutigen Herausforderungen zu stellen. Man hat schon oft das Ende der Kirche und ihrer Werte vorausgesagt: alle diejenigen haben ihre Rechnung „ohne den Wirt“ gemacht. Denn schließlich ist es der geschichtsmächtige und zukunftssträchtige Gottesgeist, der selbst immer wieder alle Verkruستungen aufrichtet, Männer und Frauen stets neu zu prophetischem Zeugnis antreibt und dadurch die Kirche in je verjüngter Gestalt erstehen läßt.

Heinz-Albert Raem

WIEDER AUF FAHRT

Orvieto

325 m, 25000 Ew, malerisches, seit etruskischer Zeit besiedeltes Städtchen auf hohem Tuffelsen; im Mittelalter päpstliche Festung; prachtvoller gotischer Dom, aufgrund des Wunders von Bolsena 1310 begonnen. 1264 wurde hier von Papst Urban IV. das Fronleichnamsfest gestiftet.

Umbrien

Zwei rätselhafte Völker, die Etrusker und die Umbrier, stehen am Anfang der Geschichte von Umbrien, dieser kleinen mittelitalienischen Region, die für die italienische und europäische Geistesgeschichte eine so bedeutende Rolle gespielt hat. Im 5. Jahrhundert wurde hier Benedikt von Nursia geboren, der Begründer des abendländischen Mönchtums, und zu Beginn des 13. Jahrhunderts leitete Franz von Assisi hier eine neue Epoche der christlichen Religion ein.

Es wäre zu einfach, Umbrien mit der verbreiteten klischeehaften Vorstellung von Askese und Mystizismus, von franziskanischer Armut und Sanftheit zu identifizieren. Allein schon deshalb, weil die Persönlichkeit des Heiligen von Assisi weit umfassender, weit schwerer auslotbar ist als die idealisierte Figur des harmlosfriedfer-

tigen „Poverello“, wie man ihn im Laufe der Jahrhunderte gerne dargestellt hat. Zudem ist Umbrien nicht nur die Heimat großer Heiliger: auch die berühmten Söldnerführer des 14.—16. Jahrhunderts stammten aus diesem Kernland der italienischen Halbinsel.

So wird man diese strenge Berg- und Hügellandschaft nur verstehen können, wenn man über das Bild vom „mystischen“ wie „franziskanischen“ Umbrien hinausgeht und neben Assisi auch die anderen Orte sieht: die Hauptstadt Perugia, dann die Städte wie Orvieto, Spoleto, Todi, Gubbio, Norcia, Armelis, Spella, Montefalco.

Die Etrusker

Obwohl nach diesem Volkstamm keine Region direkt benannt ist, kann man nicht nach Italien fahren, ohne von diesen Menschen und ihrer Geschichte gehört zu haben. Ihre römische Namensbezeichnung „Tusci“ ist jedoch noch in dem Namen Toskana erhalten.

Spuren haben sie hauptsächlich in der Toskana, in Umbrien und im nördlichen Latium hinterlassen. Ihre zahlreichen Nekropolen (Totenstädte) geben immer mehr kostbare Funde preis. Sie weisen diese Menschen als Träger einer der frühesten Hochkulturen im 7. bis 5.

vorchristlichen Jahrhundert aus. Sie herrschten über ganz Mittelitalien und im westlichen Mittelmeerraum. Sie haben das Geheimnis ihres Volkes buchstäblich mit ins Grab genommen.

Man hat 1985 eine umfassende Ausstellung über das, was man heute weiß, veranstaltet. Kunsthandwerk, Metallverarbeitung usw. hat man in Schwerpunkttorten ausgestellt. Ständige Ausstellungen gab es in Florenz und Perugia. Und dennoch, die Herkunft dieses Volkes ist bis heute ungeklärt. Man hat in mühevoller Kleinarbeit ihre Sprache rekonstruiert. Man kann sie lesen, aber — bis auf wenige Eigennamen und Worte — nicht verstehen.

Die Städte waren nach einem strengen Schema angelegt. Sie sind weitgehend zerstört, haben sich aber noch in Resten in manchen modernen Gemeinden erhalten, so u.a. in Arezzo, Perugia, Orvieto, Tarquinia usw. Mehr Auskunft geben die Totenstädte, die vermutlich den damaligen überirdischen Bauten nachgebildet sind. Man glaubte an ein Leben nach dem Tode und wollte jedem Verstorbenen auch im neuen Leben die Heimat geben, die er mit seinem Tode verlassen hat.

Viele kostbare Funde sind in europäischen Museen gewandert. Sie sind aber noch vorhanden. Viel schlimmer ist, daß die Zerstörung etruskischer Nekropolen schon zur Römerzeit begann. Man nahm, was brauchbar erschien, und zer-

schlug den Rest.

Im 18. Jahrhundert wurde dann systematisch geplündert. Es galt als „schick“, etwas Etruskisches zu kaufen. Erst nach dem 2. Weltkrieg setzte sich das Konzept durch, daß man nach Rekonstruktionen suchte, um Verständnis für eine versunkene Kultur zu finden. Vielleicht gelingt es doch noch, eines Tages mehr Licht in die Geheimnisse der Etrusker zu bringen.

Die Toskana

Wer von Italien schwärmt, denkt meist an das weite Land mit einer endlosen Folge sanfttrunder Hügel, die nur ab und an von aufragenden Bergen überhöht werden. Schlanke Zypressen, von Maulberbäumen gesäumte Weinberge, einzelnstehende Gehöfte, zuweilen eine Burg mit Turm oder eine kleine Landkirche geben dem Land das malerische Aussehen. Silbrigblättrige Olivenbäume bilden einen farblichen Kontrast zu den dunklen Zypressen. Im Frühjahr überzieht frisches Grün die sanften Hügel und bringt in die karge Gegend einen Hauch von Frühling. Tausende von Schafen, von sardischen Hirten gehütet, beleben die Landschaft, die etwas Melancholisches an sich hat. Im Sommer nimmt die Erde einen stärkeren Branton an. Werden die gelbbraunen Schollen des gepflügten Bodens von der Sonne bestrahlt, könnte man sich auf einer

Mondlandschaft wähen. Und ein ähnliches Bild bietet im Herbst der Anblick der abgeernteten Kornfelder. Und dazwischen immer wieder das Dunkelgrün der Zypressen, die Weinberge und das glitzernde Spiel der Blätter der Olivenbäume im Wind. Die Pinien mit ihren schirmähnlichen schattenspendenden Nadelkronen sind mehr an der Küste zu finden, meist in kleinen Hainen. Die Samenkerne, die ein wenig nach Haselnüssen schmecken, werden in der Küche reichlich verwendet. Und auch kleine Wälder von Edelkastanien findet man, ebenso Steineichen, Mandel- und Obstbäume (Feigen). Magnolien und Oleander — besonders in den Parkanlagen und an der Küste — bilden neben der Schwertlilie bunte, reizvolle Punkte in jener Landschaft, die dazu geschaffen scheint, die Phantasie der Menschen anzuregen.

So sind in der Toskana viele große italienische Künstler aller Kunstsparten zu finden. Da steht der kritische Realist Leonardo, der darüber ernsthaft nachdenkt, wie man Berge versetzen kann. Da sind die Dichter Dante, Petrarca, Boccaccio (14. Jh.) und Pietro Bembo (16. Jh.). Und ein Mann wie Alessandro Manzoni begibt sich um 1840 in die Toskana, um seinen Roman „Die Verlobten“ mit dem treffenderen Wortschatz des Toskanischen anzureichern. Und dieses Land, das so viele Deutsche mit der Seele suchen, hat eine faszinierende Geschichte.

Die Geschichte

In dieser so eigenartig beeindruckenden Region leben um 2500 v. Chr. Menschen, deren Herkunft, ebenso unbekannt wie ihre Sprache, auch heute noch nicht entzifferbar ist. Es sind die Etrusker. Trotz Computer und Etruskerjahr 1985 weiß man immer noch sehr wenig. Man kann ihre Sprache noch nicht verstehen. Ebenso ist man sich in den Kreisen der Wissenschaftler nicht einig, ob es sich um ein Volk handelt, das aus Kleinasien oder Ägypten eingewandert ist, oder aber, ob es sich als eigenwilliges Mittelmeervolk am Ort entwickelt hat. Man nimmt z. Zt. an, daß es sich tatsächlich um ein Volk eigener mittellitalienischer Prägung handelt. Dieses Volk gründet die ersten wirklichen Städte in Italien. Auch hier weiß man nicht, ob sie diese Städtegründungen beim Seehandel in Griechenland selbst oder im griechisch geprägten Süden Italiens gesehen und dann kopiert haben oder aber, ob es sich um eine eigene „Erfindung“ handelt.

Die Ausgrabungen bestätigen alte Berichte, nachdem dieses Volk große Seefahrer und Kaufleute hervorgebracht und eine erste Hochkultur im westlichen Mittelmeer begründet hat. Man erkennt an den Überresten, daß diese Menschen Meister in der Metallurgie waren und Künstler im Wasserbauwesen. In ihren Gräbern fand man Statuen von zeitloser, ansprechender Schönheit.

Dem Volk muß jedoch ein eigenartiger und im letzten verhängnisvoller Hang zur Wahrsagung und zum Orakeldeuten als geistige Ausrichtung angehaftet haben. Verbindungen zu Babylon, zu Ägypten und anderen orientalischen Ländern und Kulturen scheinen einen gewissen Einfluß ausgeübt zu haben.

So sollte nach alten Prophezeiungen die Kultur nur 10 Jahrhunderte dauern. Und da diese Vorhersagen sehr genau präzisiert waren, wurde der Glaube daran zu einer psychologischen Belastung. Aus den Malereien in den Gräbern kann man auf diese „fixe Idee“ mit sehr großer Sicherheit schließen. Sind in der Zeit des Höhepunktes dieser Kultur — um das 7./6. Jahrhundert v. Chr. — die Grabwände von optimistischen diesseitigen Darstellungen, von fröhlichen Tänzen und Festmahlen geprägt, macht sich etliche Jahrhunderte später eine Untergangsstimmung breit. Dämonen, Monstren drücken eine defätistische Geisteshaltung aus.

Dennoch sollte man diese Grundstimmung nicht allein bewerten. Auch handfeste äußere Ereignisse prägten die Zeit des Unterganges. Griechen und Phönizier vertrieben die Handelsschiffe der Etrusker von den Meeren. Vom Norden rückten die Gallier vor und vom Süden die Römer. Die Städte wurden erobert, und ein großer Teil etruskischer Kultur wurde — vor allem von den Römern — aufge-

nommen. Und Teile dieser Kultur vermag man über das Römerreich hinaus durch das „Heilige Römische Reich deutscher Nation“ bis in die heutige Zeit in den toskanischen Städten zu erspüren.

Das Reich der Etrusker reichte über das Gebiet der heutigen Toskana hinaus bis nach Umbrien und Latium. Von diesen Etruskern können die heutigen Toskaner ihre tiefverwurzelte Heimatliebe, ihren Sinn für eine autonome Selbständigkeit geerbt haben. Sicher aber ist, daß der heutige Name Toskana auf das römische Etrusia oder Tuscia zurückgeht. Dann wurde daraus die Karolingische Markgrafschaft Tuscia. Um 937 wird dann erstmals in einer Urkunde Tuscania erwähnt. Im Mittelalter wurde daraus Toscana.

Mit dem Nachlassen des Karolingischen Einflusses bilden sich im Mittelalter dann die freien Städte und Stadtstaaten heraus. Ein neues Zeitalter beginnt.

Mittelalter

Die eigenartige, spröde Schönheit der Toskana war seit Jahrhunderten ein Synonym für Italien. Italienische Landschaft, italienische Kultur, Kunst und Schönheit, ja auch Sprache und Küche waren in der Toskana wie in einem Brennglas konzentriert. Nicht unerheblich ist daran die Zeit des Mittelalters beteiligt. Nach dem Rückgang kaiserlicher Macht in Italien wurde das Machtvakuum von freien

Städten und Stadtstaaten ausgefüllt. Diese haben dann in langen und bitteren Kriegen ihre Selbständigkeit verteidigt oder aber ihre Macht auszudehnen versucht.

Lucca kämpfte gegen Pisa, Pisa gegen Volterra, Volterra gegen Siena, Siena gegen Florenz. Florenz versuchte seine Vormacht auszubauen. Diese Stadt, hervorgegangen aus einer Veteranensiedlung — um 50 v. Chr. —, lag an einer fruchtbaren Niederung am Arno, umgeben von den grünen Vorhöfen des Apennin, an alten römischen Straßen nach Norden. Ebenso gab es neben dem Arno Straßenverbindungen nach Westen. Selbst Zerstörungen durch Ostgoten und Byzanz konnten die Stadt nicht auslöschen. Die fränkischen Könige setzten Markgrafen ein und diese förderten Florenz (Markgraf Hugo, †1001).

In harten Kämpfen, unterbrochen durch Rebellionen und Revolten, entwickelte Florenz eine in der damaligen Zeit überlegene demokratische Struktur. Mit zunehmendem Reichtum spielte in der Machtausdehnung auch Geld eine Rolle. Vermögende Kaufleute und Bankiers finden hier ihren Sitz und werden zu Herzögen von Florenz und zu Großherzögen der Toskana. Im 15. Jahrhundert bricht ein goldenes Zeitalter der Künste und Wissenschaften aus. Nur Athen soll von ähnlicher Qualität gewesen sein.

Neuzeit

Der Unterschied zu Venedig ist, daß hier eine Stadt auf dem Land sich ausdehnt. Inzwischen gibt es Handels- und Geldströme, die nicht an den Seeweg und an die Häfen gebunden sind. Doch auch für Florenz wird die Fülle der Macht zu groß. Die geistigen und politischen Ströme im 16. und 17. Jahrhundert bringen neue Ideen. Diesen ist das Feudalsystem nicht mehr gewachsen. Mit Gian Gastone, dem letzten Medici, geht 1737 eine Ära zu Ende.

Wägt man alles gegeneinander ab, dann war diese Herrschaft — trotz der großen Kunstwerke, trotz des Reichtums und der Machtausdehnung — mit mehr Schatten als Licht behaftet. Florenz — und damit die Toskana — werden nun auch noch zum Spielball der Großmächte.

Nach dem Aussterben der Medici — wußten Sie übrigens, daß 1720 Österreich im Macht-Poker Sizilien erhielt? — setzt ein Personalkarussell ein, das heute höchstens noch bei einer Scheinfirma möglich wäre.

Im Vorfrieden von Wien (1735) verzichtet der König Stanislaus Leszcinski auf die polnische Krone. Dieser König war 1733 nach dem Tode August des Starken als Schwiegervater Ludwigs XV. von Frankreich zum zweiten Mal zum König von Polen erwählt worden. Rußland ist damit nicht einverstanden und vertreibt mit Öster-

reich diesen König. Daraus entsteht dann der polnische Erbfolgekrieg (1733—1735), den Österreich gegen Frankreich, Spanien und Sardinien verliert.

Aber damals gab es ja noch keine Sozialversicherung — Stanislaus Leszcinski muß abgefunden werden. Er wird abgefunden mit einem Land, das dem Gewinner Schwierigkeiten machen könnte, mit Lothringen. Das Land soll dann später an Frankreich fallen. Aber man geht zwischen gekrönten Häuptern (meistens) nicht gar so hart miteinander um, und so bekommt Herzog Franz Stephan von Lothringen (1736 mit der Tochter Karls VI. von Österreich, Maria Theresia, vermählt) als Ersatz für sein Stammland Lothringen nunmehr die Toskana.

So wirkt der österreichische Erzherzog bis 1745 in dieser Region. 1745 wird er zum Kaiser Franz I. gekrönt. Sein und Maria Theresias dritter Sohn Leopold I. regierte hier bis 1790. Er war ein aufgeschlossener Herrscher und am Wohlergehen der Toskana interessiert. Er führte Wirtschafts- und Verwaltungsreformen ein, begann die Trockenlegung der Sümpfe der Maremma und machte die Toskana zum sozial führenden Staat in Italien.

Inquisition, Folter und Todesstrafe wurden abgeschafft, Schulen und Museen gegründet. Dennoch „weinten“ die Bewohner den vermeintlich goldenen Zeiten der Medici nach. So wird den Bewoh-

nern der Toskana erst heute klar, daß die Zeit der „austriaci“ ihnen viele bedeutende Neuerungen und gute Reformen gebracht hat, die ihre Vorväter mit toskanischem Eigensinn behinderten. Leopold lebte — obwohl eine Terme in Montecatini „Terme Leopoldine“ heißt —, wie ein Fremder in seinem Großherzogtum. Er bemühte sich so sehr um das Wohl der Bewohner dieser Region, das Herz der Menschen gewann er aber nicht. Seine Wahl zum Kaiser 1790 — als Leopold II. — ist dann auch ein Abschied von einer „Aufgabe“, um zugleich eine noch schwerere als deutscher Kaiser zu übernehmen.

Erst mehr als ein halbes Jahrhundert später — 1865, also lange nach dem Wiener Kongreß 1814/15 — wird Florenz und damit die Toskana auf politischem Gebiet wieder eine Rolle übernehmen, die der vor 400 Jahren auf künstlerischem Gebiet vergleichbar ist.

1859 müssen die Habsburger im Verlauf des Krieges von Piemont gegen Österreich die Toskana verlassen. Wechselnde Zeiten waren bis dahin zu verzeichnen (s. Vortrag Ferdinand von Österreich, S. 14). Sie sollen hier nicht wiederholt werden.

In Italien wächst der Drang zur Einheit. Die Toskana ist dank ihrer Sprache, dank ihrer italienischen Kultur ein Symbol für die Einigung. Und so wird Florenz 1865 Hauptstadt Italiens. Der Einigung entgegen steht der Kirchenstaat mit der ewigen Stadt Rom.

In Italien geht der Widerstreit durch Herz und Verstand. Im Norden liegt Turin, eine Stadt, die im aufkommenden Industriezeitalter ein gewichtiger Schwerpunkt ist. Mailand hat sich von seinen Verstrickungen in die Kämpfe 1848/49 noch nicht wieder erholt und ist doch die bedeutendste Stadt der Lombardei. Und die Stadt der Sehnsucht — und immer wieder auch die Stadt der Kritik —, Rom, befindet sich fest in der Hand des Papstes — gestützt auf französische Soldaten (seit 1849).

Wie so die Geschichte spielt: weil die deutschen Truppen 1870 die französische Armee empfindlich schlagen, werden die französischen Truppen am 20. Sept. 1870 aus Rom zurückgezogen, und die italienischen Truppen — nach Augenzeugen ein sehr wilder Haufen — ziehen in die Stadt ein, und Rom wird nunmehr Hauptstadt Italiens.

Damit ist die Rolle von Florenz auf der politischen Ebene ausgespielt. Die inneritalienischen Grenzen beginnen sich aufzulösen, und heute ist die Toskana eine der 20 Regionen, die nach dem 2. Weltkrieg gegründet wurden. Mit 23000 Quadratkilometern ist sie „nur“ die fünftgrößte, aber mit ihrer herben Landschaft die Region, die das Italienbild am stärksten geprägt hat.

Die karge und klare Landschaft mit ihren fast scherenschnitthaften Konturen, mit ihren Kontrasten zwischen bräunlichem Ackerbo-

den und grünen Reben, mit den Zypressen und Pinien, die von dunkelgrün bis beinahe schwarz sich vom Himmel und von der Erde abzeichnen und dazwischen mit den „silbrig glänzenden Olivenhainen“, ist ein Symbol für die Spannweite menschlichen Lebens in dieser Welt.

Die klar konstruierten Steinbauten, die finster und verschlossen wie Festungen wirken können, sind ganz anders als die glitzernde Märchenwelt Venedigs (der Orient liegt so nahe!), sind anders als die Barockpracht Roms. Und dennoch gibt es in dieser verschlossenen Landschaft so viele Züge, die menschlich, sympathisch, ja anheimelnd sind.

Das romanisch-heitere Pisa, das gotische Siena, das sanfte Lucca und das vitale Livorno sind Facetten, die nicht übersehen werden dürfen.

Die Kunstpracht Florenz' gehört ebenso dazu wie die sanfte Ruhe eines Montecatini. Carrara mit seinen schroffen Marmorbergen ist ein Teil dieser Landschaft wie die grünen Vulkanberge des Monte Amiata.

Niemand weiß zu erklären, warum die Menschen dieser Region in Malerei, Bildhauerei, Architektur, Literatur und Wissenschaft ihrer Zeit so oft eine Nasenlänge (oder auch etwas mehr!) voraus waren. Und seit Jahrhunderten weiß man, daß die toskanische Sprache — oder besser der toskanische Dialekt — der wohlklingendste Teil

der italienischen Sprache ist. Durch diesen Dialekt wurde Italienisch erst zur Hochsprache.

Geht man dann über zu den leiblichen Genüssen, dann erfährt man, wie gut es sich in dieser Landschaft leben läßt. Der Wein gehört zu den edelsten Gewächsen in Europa. Die Küche ist echt und unverfälscht. Die Frische ist auch heute noch gerühmt. Gewürze in Fülle, pikante Soßen lassen Braten und Gemüse zur vollen Entfaltung kommen. Wurst- und Käsespezialitäten findet man wie sonst kaum in Italien.

Und bei diesen guten Gaben des Himmels tauen dann auch die Einwohner auf. Mit Curzio Malaparte muß man feststellen, daß „sie dann aussprechen, was andere nicht hören wollen“. Es geht um Menschsein in einer Welt, die nicht immer gut, aber die auch niemals ganz schlecht ist. Im Scheine des glosenden Kaminfeuers, beim reifen Käse und goldenen Wein träumt dann so mancher vom vollendeten Sein in einer heilen Welt. Diese Landschaft lädt dazu ein.

Siena

275—325 m, 62000 Ew, Provinzhauptstadt. Geschichtlich scheint die Stadt im 6. oder 7. Jh. aus drei Siedlungen zusammengewachsen zu sein. Früheste Nachrichten sind aus kirchlichen Quellen des 10./11. Jh. erhalten. 1339 begann man mit dem Neubau des Domes. 1348 Pest, zwei Drittel der Einwoh-

ner sterben. Heilige Katharina, am 25. März 1347 — in der Zeit der Pest — geboren, starb am 29. April 1380 mit 33 Jahren, begnadete Mystikerin, historisches Verdienst: 1377 Papst Gregor XI. (1370—1378) gedrängt, aus dem Exil von Avignon zurückzukehren.

Florenz

In der reichen kulturellen Landschaft Italiens haben sich einige Städte entwickelt, die sozusagen Kristallisationspunkte der Kultur sind, Mailand, Venedig, Rom fallen auf Anhieb ein. Schon in dieser „Spitzengruppe“ darf Florenz nicht fehlen. Die vielen anderen Städte von Turin, Genua bis Ravenna, Neapel und Palermo sind damit keineswegs geringer zu schätzen.

Florenz hat jedoch zwei Besonderheiten, die ihm eben eine Sonderstellung einräumen. Das ist einmal die Führerschaft in der Entwicklung der italienischen Sprache — die sich jedoch nur dem Sprachkundigen erschließt — und zum anderen die Fülle einzigartiger Kunstwerke. Und letzteres wiederum ist eine Folge der außerordentlichen Begabung für künstlerisches Schaffen der Einwohner.

Der berühmte Kunsthistoriker Jakob Burckhardt (1818—1897) gerät ins Schwärmen, wenn er sinniert: „Man kann den Namen Florenz nicht aussprechen, ohne an hohe Paläste im Mondschein, Pinien und tiefviolette Bergschluch-

ten zu denken; hier beginnt das Land der Träume, hier spielen die Novellen des Boccaccio.“

Mit dieser Liebeserklärung an die Stadt hat er jedoch nur eine der vielen erwähnenswerten Seiten dieser Siedlung am Arno angesprochen. So ist es verständlich, daß nicht nur jeder Reisende eine andere liebenswerte Seite entdeckt, sondern auch Schriftsteller und Reiseführer jeweils andere Schönheiten preisen.

Landschaftliche Lage

Zunächst ist sicherlich die reizvolle Lage inmitten einer der anmutigsten Hügellandschaften der Toskana zu erwähnen. Die Harmonie der Landschaft, der Wechsel zwischen fruchtbarem Gartenland und den grünen Vorhöhen des Apennin, die belebenden Wasser des Arno sind Elemente, in denen sich der Mensch wohl fühlen kann.

Der Mensch

So fanden sich hier Menschen zusammen, die hohes handwerkliches Können einbrachten und in dieser Umgebung Muße fanden, zur Kunst vorzudringen.

Seit der grauen Vorzeit haben hier immer Menschen gelebt. Die Villa-Nova-Kultur (10./9. Jh. v. Chr.) ist nachzuweisen, ebenso wie die Siedlungen der Etrusker an den von diesen geliebten Höhen. Die Römer siedelten bereits um 80 v. Chr. und schufen an der Kreu-

zung der Wasserstraße mit einer der Hauptstraßen des Reiches einen beachtlichen Stützpunkt.

Geschichte

Diese gute natürliche Lage und die Qualität der Menschen, verbunden mit der Gunst der Witterung, ergaben ein Klima, in dem sich Menschen entwickeln konnten und zu einer Sicherung ihrer Existenz bereit waren.

Dennoch ist der Aufstieg in den ersten Jahrhunderten der neuen Zeit bis zum Jahr 1000 relativ verhalten. Völkerwanderungen (Goten, Ostgoten, Langobarden, Franken) suchten die Stadt heim, aber vernichteten sie nicht. Erst unter der tatkräftigen fränkischen Markgräfin Mathilda (†1115) begann der Aufstieg. 1125 wurde die Konkurrenzstadt Fiesole (etrusk. Faesulae) besiegt und in das Gemeinwesen eingegliedert. Es entwickelt sich dann — ähnlich wie in Siena, Lucca und Pisa — die Form der unabhängigen Stadtrepublik.

In der Zeit von 1248—1342 wird die Stadt wie die Toskana in die Kämpfe zwischen den Kaisern (Ghibellinen — nach der Staustadt Waiblingen genannt) und den Päpsten (Guelfen) verwickelt. Siegten zunächst die Kaisertreuen, setzten sich nach dem Tod Friedrichs II. (1250) die Papsttreuen durch.

1282 beginnt dann eine neue Ära, die mit Variationen bis 1494, der Vertreibung der Medici, andau-

ert. Man bildet in Florenz Zünfte (Arti) und unterscheidet Maggiori und Minori (obere = Gebildete und untere = Handwerker). Sie beherrschen Florenz, und ihre Vorsteher (Priori) bilden die Signoria (Rat). Mit dem „Bannerherr“ (Oberhaupt der Republik; Gonfaloniere di Guistizia) ist diese Einrichtung die gesetzgebende Gewalt und Exekutivbehörde.

Zunächst hat dieses aufstrebende Gemeinwesen mit einer energischen Führung die Aufgabe, sich gegen die Nachbarn zur Wehr zu setzen. In Pisa und Arezzo haben nämlich Kaisertreue Zuflucht gefunden. Es bedarf eines besonderen Studiums, festzustellen, wer nun wen angegriffen und wer vor wem verteidigt hat. Es bleibt festzuhalten, daß Florenz sich ausbreitet und die Ghibellinen vertreibt. In diese Zeit von 1114—1235 fällt auch der Dauerkonflikt mit Siena.

Nach dieser Kraftanstrengung nach außen folgt, wie so oft in der Geschichte, der Machtkampf im Innern. „Weiße“ und „Schwarze“ Guelfen kämpfen gegeneinander. Die „Schwarzen“ siegen. Dante, ein Anhänger der „Weißen“, wird 1301 vertrieben und stirbt 1321 im Exil in Ravenna.

Es folgten dann 1342 Kämpfe gegen den Herzog von Athen, der sich zum Diktator aufgeschwungen hatte, 1378 ein Volksaufstand (Aufstand der Ciompi, der Wollkämmer) gegen den Adel, der niedergeschlagen wurde. Dabei erhielt ein Emporkömmling, Salves-

tro dei Medici, das Amt des Bannerträgers. Er begründet die Herrschaft der Medici.

Den Höhepunkt der Macht und eine Zeit kultureller Blüte erreichte die Stadt unter Lorenzo il Magnifico („der Prachtige“, 1469—1492). Er war eine der größten Persönlichkeiten der Renaissance und stand als unumschränkter Herrscher an der Spitze der Republik.

Literatur, Musik, Malerei und Skulpturen sind seitdem aus Florenz nicht mehr wegzudenken. Auf die berühmtesten Künstler der damaligen Zeit übte dieser Herrscher eine magnetische Anziehungskraft aus.

Doch schon im Jahre 1494 wurden die Medici vertrieben, weil sie gegenüber Karl VIII. (1483—1498) von Frankreich zu servil waren. Der Dominikanermönch Savonarola, ein damals wortgewaltiger Bußprediger, setzte eine demokratische Ordnung durch, wurde jedoch von den Anhängern der Medici beim Volke „madig“ gemacht. Er bekam einen „Scheinprozeß“ und wurde am 23. Mai 1498 auf der Piazza della Signoria gehenkt und verbrannt.

1512—1527 konnten die Medici noch einmal herrschen. Dann gab es Unruhen, die Familie der Strozzi gelangte an die Macht, doch Kaiser Karl V. (1519—1556) führte nach elfmonatiger Belagerung (Michelangelo als Florentiner Festungsbauer, 1475—1564) die Medici wieder zurück.

Nun herrschten sie bis 1737, als

mit Gian Gastone das Geschlecht der Medici ausstarb. Damit begann die Zeit der Lothringer, die mit Ausnahme der napoleonischen Zeit (1796—1815) bis 1859 in Florenz regierten. 1856—1871 wurde die Stadt Hauptstadt des Königreiches Italien (Victor Emanuel II., 1849—1878).

Im zweiten Weltkrieg erheblich zerstört durch ein Bombardement des Bahnhofsviertels durch die Alliierten und die Sprengung aller Arno-Brücken durch die Deutschen — mit Ausnahme der Ponte Vecchio —, begann 1949 der Aufbau als Verwaltungszentrum der Toskana.

1966 — am 4. November — war eine der schlimmsten Überschwemmungen des Arno, und Hunderte von jungen Freiwilligen aus aller Welt räumten anschließend den Schlamm weg, bis 1968 die schwersten Schäden behoben waren.

Was bleibt

Trotz aller Nöte der Jahrhunderte, trotz Zerstörungen durch den letzten Krieg ist und bleibt diese Stadt mit ihren 450 000 Einwohnern eine der schönsten Städte Italiens. Nicht zu Unrecht führt sie den Beinamen „la bella“. Hierzu trägt natürlich auch die bezaubernde Umgebung ihren Teil bei. Die kulturelle Dimension tut sich jedoch erst dem auf, der Muße hat, die bedeutenden Museen der Stadt zu besichtigen.

Wer nur wenig Zeit hat, der muß sehen:

- *Battistero de San Giovanni*, ein achteckiges Bauwerk, dem heiligen Johannes, dem Täufer (Schutzheiliger der Stadt) geweiht und um 1060 erbaut. Allein dieses Monument mit seinen vielen bedeutungsvollen Aussagen im Baukörper und in den 20 Reliefs sowie den Portalen zu ergründen, benötigt Zeit.
- *Dom Santa Maria del Fiore*, in 140 Jahren hat man hier eine künstlerische Komposition aus Gotik und Renaissance an der Stelle einer alten Bischofskirche aus dem 8. Jahrhundert geschaffen, die ihresgleichen sucht. 1296 begann der Neubau, der erst 1420—1434 mit der berühmten Kuppel von Brunelleschi abgeschlossen wurde. 1436 erfolgte die Einweihung, und erst 1461 konnte die Laterne auf die Kuppel gesetzt werden. Die heutige Fassade wurde in historisierender Manier von 1875—1887 errichtet. Nach Meinung vieler Sachverständiger ist diese Arbeit weniger harmonisch angesichts des strengen Bauwerkes.
- *Der Campanile*, wurde in der Zeit von 1334—1387 erbaut.
- *Loggia del Bigallo*, gegenüber dem Baptisterium, 1352—1358 erbaut.
- *Museo dell'Opera del Duomo*, mit hervorragenden Kunstwerken, Skulpturen und Fragmenten von Dom, Campanile und

- Baptisterium,
- *Orsanmichele*, 1284—1291 als Getreidemarkt (San Michele in Orto) an der Stelle einer kleinen Klosterkirche aus dem 8. Jahrhundert errichtet,
 - *Palazzo Vecchio*, monumentaler Stadtpalast mit 94 m hohem Turm, 1298—1314 erbaut, mit beachtenswertem Säulenhof und bedeutenden Kunstwerken,
 - *Galleria degli Uffizi*, eine der bedeutendsten und berühmtesten Gemäldesammlungen der Welt (beachten Sie: montags geschlossen).
 - *Ponte Vecchio*, die dreibogige, von Juwelierläden flankierte Straßenbrücke über den Arno, bereits im 10. Jahrhundert erwähnt, wurde 1345 neu erbaut und ist die älteste Brücke von Florenz.

Mit dieser Aufzählung könnte man noch viele Seiten fortfahren, und ein Florenz-Fan würde un schwer nachweisen, daß man etliche Kostbarkeiten übersehen oder nicht ausreichend gewürdigt hätte. Und er hätte recht. Daher ist es auch so schwer, Florenz in nur ein oder zwei Tagen zu erkunden.

Einen Eindruck erhält man jedoch bei einem Rundgang durch die Innenstadt allemal. Man sollte dann aber auch die Zeit aufwenden, von der anderen Arnoseite, vom Forte di Belvedere einen Blick über die gesamte Stadt zu werfen. Dann erschließt sich, besonders an einem sonnigen Tag, das We-

sen dieser Stadt in besonderer Weise.

Eine Universität, Handwerke mit uralter Tradition (Woll- und Seidenverarbeitung, Lederwaren, Terrakotten und Porzellane) sowie in jüngster Zeit Maschinen- und chemisch-pharmazeutische Industrien sorgen für Lebendigkeit und gute Arbeitsangebote.

Nicht zu vergessen sind auch eine Reihe von bedeutenden Bankinstituten und die verschiedenen Ämter, die mit der Regionalregierung verbunden sind.

Insgesamt eine europäische Stadt mit dem unverwechselbaren Flair einer italienischen Stadt.

Romanische Toskana

Es ist eine Frage, ob man aus der Geschichte einer Landschaft, die so reich an kulturellem Gut und an geschichtlicher Vergangenheit ist, einen bestimmten Zeitabschnitt herausgreifen soll. Und ebenso ist zu erwägen, ob es ein Zeitabschnitt sein kann, der rd. 700 Jahre oder — geht man in die Anfänge — etwa 900 Jahre zurückliegt.

Folgt man dann aber den Ursprüngen, tut sich eine Welt auf. Ursache sind verschiedene Gegebenheiten:

- Die künstlerische Lebendigkeit der Region ist ein Geschenk Gottes an die Menschen.

- Die Lage am Meer, in fast der Mitte Italiens, die kulturellen Verläufe haben dazu geführt, daß sich hier Kulturströme bündelten.
- Und nicht zuletzt war die geistige Kraft des Christentums anregend, fördernd und letztlich auch bildend.

Aus diesen Strömen entstand „eine Hymne vom Wirken der göttlichen Gnade“, die „*mirabilia Dei*“.

In diesem Landstrich wurden im Mittelalter nicht nur Einflüsse der verschiedensten Herkunft verarbeitet, sondern es entstanden auch zwei originäre Kunstschulen, die von Pisa und die von Florenz. Und aus diesen beiden Schulen entstanden Werke, die richtungsweisend wurden:

- Dom, Campanile, Baptisterium und Campo Santo in Pisa,
- Baptisterium und Dom Miniato in Florenz,
- Santa Maria della Pieve in Arezzo.

Natürlich hatten nicht alle Städte so viel Geld und Geisteskraft, um mit diesen herrlichen Bauwerken mithalten zu können. Aber man strebte die Ideale an. Und so verbreitete sich die romanische Kunst bis in die kleinen Dorfkirchen.

Ein weiterer Gesichtspunkt muß erwähnt werden: In einer verhältnismäßig kurzen Periode — in etwa 200 Jahren — wurden sehr viele kostbare Kirchenbauten in

der damaligen Christenheit erstellt. In der Entwicklung von der strengen und mehr geometrischen Form bis hin zu den großen prunkvollen Fassaden zeigt sich auch etwas vom Wesen dieser italienischen Urlandschaft.

Zu Anfang des 11. Jahrhunderts veränderten sich die Lebensbedingungen der Bevölkerung. Nach dem tiefen Abstieg in der Zeit des Zerfalls des alten Römischen Reiches, der mühsamen Gründung neuer politischer Einheiten machte sich nun ein Aufschwung bemerkbar. Man verbesserte technische Mittel, Produktivität und Wohlstand stiegen, die Bevölkerung nahm zu. Die Zentren der Städte wurden erneuert, und im weiten Land entstanden neue, selbstbewußte Gemeinwesen.

Die Feudalherrschaft, gleich ob kirchlich oder weltlich, ging zurück, viele kleine bäuerliche Siedlungen entstanden. Handel und Wandel gediehen, und mit dem Erstarken des sozialen und politischen Gewichtes entwickelten sich geistige und kulturelle Selbständigkeiten.

Bischöfe und Klöster sind die Kristallisationspunkte wirtschaftlicher Machtentfaltung. Mit den finanziellen Mitteln wurden Kathedralen und Klosterkirchen, aber auch Gotteshäuser auf dem Land gebaut. Das ist nur die eine Seite. Das Mönchtum im 10. Jahrhundert (vgl. Rom-Seminare, Buch I, S. 61 ff., S. 266 ff.) hat am Reformprozeß der Kirche einen erhebli-

chen Anteil. Cluny ist der Begriff für eine offensive Reformation. Unter dem Schutz des Papstes konnte diese Abtei die lokalen Fesseln abwerfen und durch Klostergründungen in der ganzen westlichen Welt neue Impulse für eine Aufrischung des geistlichen Lebens vermitteln.

In der Toskana wirkte sich dieser Anshub zunächst weniger aus. Erst die neuen Reformorden der Kamaldulenser und Vallombrosaner — Benediktinischen Ursprungs, aber mit Änderungen —, die ein ärmeres und besinnlicheres Leben in der Nachfolge Christi zu verwirklichen suchten, gaben neue Frömmigkeitsimpulse. Sie entwickelten eine Architektur aus Einfachheit und Nüchternheit. Sie hob sich ab von der Architektur der Benediktiner, die alles zur größeren Ehre Gottes eben auch größer und prächtiger bauten.

Die Einfachheit des Stiles der Vallombrosaner zeigt sich in der Übernahme des Grundmotivs: rechteckige Aula mit vorspringendem Querschiff. Daraus entwickelte sich die Grundrißform des lateinischen Kreuzes. Zugleich war damit eine den damaligen Menschen völlig einsichtige und verständliche Symbolik verbunden:

- das Kreuz, Symbol der Dreifaltigkeit,
- die Kuppel über der Vierung Christi Himmelfahrt.

Zusätzlicher Schmuck entstand meist im 13. Jahrhundert. Noch

mehr strukturelle Schlichtheit zeigen die Bauten der Kamaldulenser. Meist ist hier nur ein Schiff mit Apsis zu finden.

Diesem einfachen Stil, der mit der Verbreitung der Klosteridee auch nach Frankreich Eingang fand, steht die Pracht benediktinischer Kirchen gegenüber. Hier findet man in dieser Stilepoche Kirchen mit 3 Schiffen, einem „Wald“ von Säulen, ungewöhnlich hohen Mittelschiffen, Kapellenkränzen um den Chor und mit viel bildhaue-rischer Kunst der damaligen Zeit. „Gott dienen“ mit allen Mitteln der Zeit war die Auffassung der damaligen Benediktiner.

Festgestellt werden muß aber auch, daß sich zuweilen ein starker lombardischer Einfluß bemerkbar macht (dekorative Elemente, Lisenen — flache, schwach hervortretende Wandvorlagen — Bogenfriese). So wird als „Nebenprodukt“ eben auch erkennbar, daß die Einflüsse auf den Stil von der Landschaft und vom „Heranbringen“ der Auffassungen geprägt wurden. Im Süden der Toskana wird der transalpine Einfluß erkennbar.

In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts dann entstehen wirtschaftliche Krisen, eine erneute gesellschaftliche Umschichtung findet statt, und auch die Pest fordert viele Opfer (Höhepunkt 1348). Damit erklärt sich auch der geringe Bestand an gotischen Bauwerken in dieser Landschaft.

Lucca

19 m, 91 200 Ew, Provinzhauptstadt der Apuanischen Alpen. Sehenswert: Stadtwälle, Palazzo del Governo (1578/1728), Dom San Martino 1200 (14./15. Jh.).

Pisa

4 m, 105 000 Ew, Provinzhauptstadt beiderseits des Arno. Sitz eines Erzbischofs und Universitätsstadt. Im 7./6. Jh. v. Chr. vermutlich als griechische Kolonie gegründet, von den Etruskern mit Hafen versehen, von Augustus mit Stadtrechten ausgestattet und als Flottenstützpunkt ausgebaut. Im 7. Jh. Seerepublik, nach wechselvollen Kämpfen (gegen Mauren und Sarazenen) erlangte Pisa im 11. Jh. die Herrschaft über das Tyrrhenische Meer einschließlich der vorgelagerten Inseln. „Pisaner Bräuche“ — Statut der Stadt — durch Kaiser Heinrich IV. — 1801 bestätigt. 11./12. Jh. größte Blüte. Kaiser Barbarossa bestätigte 1162 den großen Besitz. 1284 vernichtete Genua die Flotte Pisas. Damit zerfiel die Macht. Kaiser Heinrich VII. wurde 1313 nach seinem Tode an Malaria im Dom beigesetzt. 1406 fiel die Stadt an Florenz. Medici förderten die Universität und Galilei lehrte hier von 1589—1594. Sehenswert: Domplatz, Dom S. Maria Assunta, 1063 begonnen, 1118 — noch unvollendet — eingeweiht. Weiterer Ausbau 1150 und 1380. Campanile, „der schiefe

Turm“, 1174 begonnen, 1275 weitergebaut. Der Bau neigte sich wegen des Schwemmlandbodens. 1275 beträgt die Neigung 28 cm, man baut dagegen, 1350 wagt man das kleinere Obergeschoß mit den schweren Glocken aufzusetzen. Heute weicht der Turm 4,26 m von der Senkrechten ab. Jährliche Neigung 1 mm.

La Spezia

13 m, 130 000 Ew, Provinzialhauptstadt des südlichen Ligurien. Größter italienischer Militärhafen.

Parma

53 m, 124 000 Ew, Provinzhauptstadt, Landwirtschafts-, Industrie- und Handelszentrum.

Lombardei

Der Name der Lombardei geht zwar auf die Langobarden zurück. Doch deren Urgebiet ist nicht mit der heutigen Region identisch. Die heutige Ausdehnung wurde erst auf dem Wiener Kongreß 1815 festgeschrieben. Der Name aber hatte bereits Tradition und geschichtlichen Inhalt.

Lange Jahre unter dem lombardischen König war Pavia die Hauptstadt. Die Zerstörung durch die Ungarn (924) traf die Stadt schwer.

Die Rebellion der Bevölkerung nach dem Tod Heinrichs II. (1014) brachte die Stadt um ihre politische Stellung. Mailand hatte fortan die stärkere Position. Die Visconti und Sforza sind Namen von Herzogsgeschlechtern, die mit der Geschichte des Herzogtums Mailand zugleich auch lombardische Geschichte gemacht haben.

Im 12. Jahrhundert schlossen sich 12 Städte in der Po-Ebene zum lombardischen Bund zusammen. Sie waren damals gegen Barbarossa. Die Zentrale der Region war und blieb seit etwa 1201 Mailand. Die Stadt erhielt 42 v.Chr. Stadtrechte und wurde im 2. Jahrhundert n.Chr. kaiserliche Kolonie. Zeitweilig rangierte Mailand vor Rom. So verkündeten Konstantin und Licinius das Toleranzedikt 313 von Mailand aus und nicht von Rom. Die Westgoten zerstörten Mailand, und 569 prägten die Langobarden der Stadt und der Region ihren Stempel auf.

Es ging in der Folge mit der Stadt auf und ab. Mal gewann sie die Umwohner für sich, mal schlossen diese sich mit dem Kaiser zusammen und demütigten die stolze Handelsstadt. Im 13. Jahrhundert zählte die Stadt über 200000 Einwohner, hatte 12500 Häuser, Tausende überdachte Läden, eine Universität, viele Rechtswissenschaftler und immerhin 25 Hospitäler, Kirchen und Profanbauten wetteiferten in der künstlerischen Gestaltung. Handel und Kunsthandwerk fanden hier einen

guten Nährboden und potente Käufer.

Die Stadt wurde von einer Oberschicht beherrscht, die zwar künstlerisch, städtebaulich und gesellschaftlich viel auf die Beine brachte, aber das Volk verarmen ließ. Die Pest wütete 1576 und 1630 grausam unter der Bevölkerung. Doch sie erholte sich immer wieder. Aber sie liebte es auch, sich selbst zu zerstören. So wurden nach 1778 im Feuereifer der Reformen Kirchen von antiker Schönheit zerstört.

Maria Theresia und Josef II. taten viel für die Stadt. Napoleon sorgte in seiner Weise für die Blüte der Kommune: Mailand wurde Hauptstadt einer Republik und dann (1805) eines Königreiches Italien.

1848 erhoben sich die Mailänder gegen Österreich, die Truppen Radetzky flohen, aber sie besiegten dann doch den König von Sardinien, und der Traum vom italienischen Gesamtreich war wieder gebremst.

Im Jahre 1859 besiegten Napoleon III., Vittorio Emanuele II. von Savoyen und Sardinien und Garibaldi die Österreicher. Zweieinhalb Millionen Einwohner und eine blühende Stadt wurden Österreich entrissen. Mailand entwickelte sich — inmitten eines gut ausgebauten Straßennetzes mit Bahnanschlüssen und einer aufstrebenden Industrie — zur maßgeblichen Industriemetropole Italiens — bis auf den heutigen Tag.

Milano (Mailand)

123 m, 1 280 000 Ew, Hauptstadt der Lombardei, erstes Industrie- und Handelszentrum Italiens, Dom, ganz aus Marmor. Diese Stadt ist die große Drehscheibe für den Luft-, Bahn- und Straßenverkehr in Norditalien.

Auf den Spuren der Romanik in der Lombardei

Welches Gebiet umfaßt die Lombardei? Wir kommen auf unserer Fahrt nur durch einen kleinen Teil. Von Piacenza fahren wir aber auf den seit alten Zeiten berühmten Mittelpunkt — Mailand — zu und verlassen bei Como — Chiasso — diese geschichtsträchtige Landschaft. Unbesucht bleibt einmal der ganze Westteil vom Lago Maggiore und Tessin bis Lomello im Süden und der weite Nord- und Ostteil mit den berühmten Orten Bergamo, Brescia, Mantua und Cremona. Der Gardasee zählt zur Hälfte ebenfalls dazu. Somit umfaßt dieses Gebiet die nördliche Bergregion und die große Ebene Norditaliens.

Diese heutigen Grenzen verliefen im Mittelalter etwas anders. Kulturell gehörte die ganze Po-Ebene hinzu. Und durch die in Italien ausgeprägten Dialekte waren

an anderen Stellen Varianten und Einengungen zu verzeichnen.

Situation um 1000

Vielfach erwarteten auch die Christen die baldige Wiederkunft Christi. Dennoch — oder vielleicht deshalb — suchten viele Menschen ihr Heil abseits der Kirche. Da aber der Weltuntergang nicht stattfand, besann man sich wieder auf die Botschaft der Kirche: Gott ist der Freund der Lebenden. Da zudem die Kirche sich geläutert ins 2. Jahrtausend begab, wurde sie und ihre Botschaft neuerlich ernst genommen. Dem gesteigerten Empfinden für die Glaubensbotschaft entsprach die Bereitschaft der Menschen, dem Glauben sichtbaren Ausdruck zu geben. Und so wurden die großen Kirchenbauten der romanischen Stil-epoche ein sichtbares Zeichen der Gegenwart Gottes in dieser Welt.

Man übernahm Glaubensimpulse und mit ihnen auch Ausdrucksformen. Da aber die Menschen dieser Region bereits einen hohen Entwicklungsstand hatten, veränderten sie die empfangenen Vorgaben durch eigene Kunstfertigkeit. Nun aber tut sich etwas auf, was wir bei der Betrachtung der Romanik in der Toskana vernachlässigen konnten, der hohe Grad der örtlichen Eigenständigkeit. Zugleich sei an die etwas großzügige Abgrenzung des Gebietes erinnert. Der Betrachter romanischer Bauwerke in der Lombardei muß er-

kennen, daß in der Po-Ebene eine Reihe von regionalen und teilweise lokalen Schulen wirkte, deren Einfluß weit über die Grenzen der Lombardei hinaus bis nach Venedig und in die Ämilia nachweisbar ist. Und ebenso kann man feststellen, daß der Einfluß von Varese, Como, Brescia und auch Pavia weit über die Grenzen der Lombardei hinaus ausstrahlte.

Historische Gegebenheiten

Wenn vom Neuaufbruch christlichen Geistes schon die Rede war, so muß man im geschichtlichen Bereich daran erinnern, daß Pavia 924 durch die Ungarn total — u. a. 44 Kirchen — zerstört wurde. Mit dem Tode Karls des Großen (†814) zerfielen die Strukturen des Reiches teilweise und konnten nur mit Mühe unter den Sachsen- und Frankenkaisern wieder aufgerichtet werden. Bestimmend wurden dann die Staufer und unter ihnen eben Friedrich Barbarossa (1152—1190). Sein Einfluß auf die Lombardei ist erheblich.

Der Streit zwischen Kaiser und Kirche um die Gewalten in diesem großen Reich läßt in der Lombardei Spuren zurück. Einflüsse aus Cluny und die Ideen der Pataria (Reformbewegung Mailänder Prägung) dringen in den Raum um Mailand ein. Mailand wurde zur beherrschenden Stadt in Norditalien. Zugleich mit der politischen Ausstrahlung wurde die Stadt auch zum Zankapfel. Wer aber Mailand

besaß, dessen Einfluß war erheblich. Und die Mailänder wußten das sehr wohl zu ihrem Vorteil zu verwenden. Mal mit dem Kaiser gegen den Papst, konnte sich die Einstellung alsbald schon ändern. Und dann ging es mit dem Papst gegen den Kaiser, fast immer zum Vorteil Mailands.

Andere Städte, Como, Lodi, Pavia usw. sahen diese Machtentfaltung ungern, und so gab es neben den großpolitischen Auseinandersetzungen noch eine Reihe von blutigen Kleinkriegen.

In diese politisch unruhige Zeit fällt die missionarische Erneuerung der Kirche in der Lombardei. Man hatte die territoriale Einheit — die Pfarrgemeinde — aufgebaut und wurde mit Baptisterium und Kirche zum sozialen, bürgerlichen und religiösen Mittelpunkt. Infolge der politischen Entwicklungen und der kriegerischen Auseinandersetzungen sind die Zeugen aus romanischer Zeit in der Lombardei nur spärlich erhalten.

Deutlich sind dennoch drei Zentren zu erkennen:

Como und Umgebung

Hier findet man die meisten Zeugen der Zeit. Es sind Kirchen, die im Grundriß eine Aula mit Apsis darstellen. Das Mauerwerk ist vielfach unregelmäßig aus Stein oder Kiesel. Besondere Sorgfalt hat man immer für die Apsis verwandt, die ja den Altar und damit das Wichtigste beherbergte. Diese ein-

fachen Landkirchen, die durch ihre religiöse Dichte beeindrucken, sind der Ausdruck des starken Glaubens der damaligen Zeit. Denn hier haben nicht Kaiser oder Fürstbischöfe, sondern Bürger gebaut.

In den Städten war man etwas aufwendiger, insbesondere mit behauenen — aber auch unbehaunenen — Steinen. Einige Elemente sind mit Sorgfalt ausgeführt und in die geometrischen Linien eingeordnet.

Mailand und Umgebung

Diese Stadt besitzt weniger romanische Kirchen und Klöster, als man annehmen könnte. Ein Teil wurde Opfer der Kämpfe. Hier bevorzugte man die Basilikaform und krönte mit Bogenfeldern die Apsis. Man verwandte Kreuzrippengewölbe und versetzte die Backsteine so, daß der charakteristische Fischgrätenverband erkennbar wurde. Säulen waren beliebt und mit Kunst ausgeführt. Hier zeigte sich deutlich, daß schon eine gewisse städtische Wohlhabenheit herrschte.

Pavia

Die Grenzen dieses Raumes sind nicht genau abzustecken. Dennoch heben sich hier kirchliche Bauwerke der Romanik deutlich von den anderen ab. Einmal bewahrte man länger germanische Traditionen (Festhalten an Karolingischen Kulturschulen). Außerdem betonte man eine Belebung der Flächen und hatte eine Vorlie-

be für die Lichtführung und Hell-Dunkel-Effekte. Eine besondere Art, die Oberflächen aufzulockern, fand man durch den Einbau von Halbschalen aus Keramik (bacini). Typisches Beispiel ist der Dom San Michele, der zugleich auch durch eine sehr ausgewogene Verteilung der Fenster und Galerien auffällt.

Das bevorzugte Baumaterial ist der Ziegel, da Steine teuer sind — sie müssen weit hergeholt werden — Ton aber ist reichlich zu finden. Die „kostbaren“ Steine dienen daher als auflockernde Elemente.

Leider ist die Pflege all dieser kostbaren Zeugen der Vergangenheit kostspielig. Und Geld hat die Kirche in Italien wenig und der Staat auch nicht. Auch ist die Aufgeschlossenheit der Menschen noch nicht so sehr groß. Dabei sollte man erkennen, daß all diese Bauten auch Teile des Wesens der Bevölkerung sind. In einem orthodoxen Text steht: „Es ist der Teufel, der alles gleichmacht, Gott schuf das Einzelwesen.“ Aber auch der Mensch als Individuum ist auf die Gemeinschaft angewiesen. Und diese Denkmale einer fernen Zeit zeigen, zu welchen Leistungen Menschen in freier Gemeinschaft fähig sind. Letztlich spricht Gott auch aus den Werken der Menschen.

Es mag vielleicht für den einen oder anderen eigenartig sein, einen Beitrag über eine Kunstepoche auf der Fahrt zu hören, ohne

Bildwerfer und Anschauungsmaterial. Wenn wir uns aber an die vielen Beispiele künstlerischer Aussagen in den vergangenen Tagen erinnern, dann sollte bleiben, daß es vor fast 1000 Jahren Menschen gegeben hat, die in besonderer und nach ihrer eigenen Art unterschiedlichen Weise Gott verherrlicht haben. Und wenn außerdem auch nur einer unter uns in Ravenna, Pavia, Mantua, Mailand oder Como oder in einem ganz kleinen Kirchlein im Tessin anhält und sich erinnert, in welch unter-

schiedlicher Weise in der Romagna, in der Toskana oder in der Lombardei in der romanischen Zeit Menschen der Allmacht Gottes gedacht haben, dann hat sich mehr bewegt, als wenn man weiß, daß diese oder jene Kirche 77,50 m lang ist.

Como

202 m, 76000 Ew, Provinzhauptstadt, Bischofssitz. Altstadt aus römischer Zeit.

Die Schweiz

Die Schweiz ist mit 41 293 km² ein Land in der Größenordnung zwischen Baden-Württemberg und Niedersachsen oder halb so groß wie Österreich. Im Übergangsbereich von den West- zu den Ostalpen gelegen, nehmen die Berge fast 60 % der Landesfläche ein. Diese zentrale Lage bedeutete zu allen Zeiten einen starken Handelsverkehr, einen Austausch von Kulturen und natürlich auch eine politische und militärische Gefährdung.

Da der deutsche Sprachanteil bei etwa 65 %, der französische bei 18 % und der italienische bei 12 % liegt (mit einem Rest rätoromanisch), bestand lange die Gefahr, daß das Land von einem der großen Nachbarn annektiert würde. Die Schweizer jedoch haben es verstanden, durch eine wehrhafte Neutralität ihre Freiheit seit 1291 zu behaupten. Die Bedrohung durch Napoleon sowie die Last des Krieges der europäischen Großmächte um 1800 bestärkten die Schweizer in ihrem Freiheitswillen.

Auch innenpolitische Streitigkeiten — Reformation, Liberalisierung — konnten beigelegt werden. So ist dann die Verfassung von 1848 — revidiert 1874 — noch heute die tragende Kraft der staatlichen Ordnung. Die Eidgenossenschaft umfaßt 26 souveräne Einzelstaaten, aber nur 23 Kantone,

von denen 3 in je 2 Halbkantone aufgliedert sind:

- Unterwalden in Nidwalden und Obwalden,
- Appenzell in Außer- und Innerrhoden,
- Basel in Basel-Stadt und Basel-Land.

Die Regierung

Der *Bundesrat* verkörpert die Regierungsgewalt. Er erfüllt als Kollektiv-Organ die Funktion des Staatsoberhauptes und steht den 7 Ministerien (Auswärtige Angelegenheiten, Militär, Justiz und Polizei, Finanzen, Volkswirtschaft, Verkehrs- und Energiewirtschaft und Inneres) — eidgenössischen Departementen — vor.

Den *Bundespräsidenten* stellt jeweils auf ein Jahr der Vorsitzende eines Departementes. Dieser leitet die Sitzungen, behält außerdem den Vorsitz seines Departementes bei. Er ist als Bundespräsident „Primus inter pares“.

Die *Bundesversammlung* ist die gesetzgebende Gewalt auf eidgenössischer Ebene und wählt den Bundesrat alle 4 Jahre. Die Bundesversammlung besteht aus 2 Kammern, dem *Nationalrat* und dem *Ständerat*. Durch den Nationalrat wird das Volk, durch den Ständerat werden die Kantone vertreten (je 2 Vertreter von 20 Kantonen und je 1 Vertreter von 6 Halbkantonen).

Die *Kantone* verfügen frei über das Schulwesen und über ihre So-

zialeinrichtungen. Sie erhalten ihre Einnahmen aus direkten Steuern. Ihre Regierungen arbeiten nach dem Kollegialsystem und werden vom Volk in geheimer Wahl gewählt. Der Kantonsrat oder Große Rat besteht nur aus einer Kammer.

Eine *Ausnahme* bilden fünf kleine Kantone und Halbkantone der Zentral- und Ostschweiz, die *Landsgemeinden*. Unter freiem Himmel werden am letzten Sonntag im April oder am ersten Sonntag im Mai die Exekutivbehörden vom Volk selbst gewählt. Außerdem gibt die Landsgemeinde — die Versammlung der Bürger — die Zustimmung zu Gesetzesvorlagen direkt. Diese Einrichtung geht auf die Gründerzeit zurück.

Eine weitere Besonderheit ist das *Initiativrecht* und das *Referendum*. Mit seinem Initiativrecht kann das Volk auf eidgenössischer Ebene eine Verfassungsrevision (Total- oder Teilrevision) verlangen. Das Referendum kann sowohl obligatorisch als auch fakultativ sein (zwingend oder als Empfehlung), Verfassungsänderungen — auf Bundes- und auf Kantonebene — unterliegen dem obligatorischen Referendum.

Landesverteidigung

Getreu dem Grundsatz wehrhafter Neutralität ist jeder männliche Schweizer, so er dienst- oder hilfsdiensttauglich ist, zum Dienst in der Armee verpflichtet. Die Wehr-

pflicht dauert vom 20. bis 50., bei Offizieren bis zum 55. Lebensjahr. Schweizerinnen können im militärischen Frauendienst (MFD) freiwillig Dienst leisten.

Die Ausbildung dauert am längsten in der Grundausbildung — 17 Wochen. Dann sind in verschiedenen Altersstufen (20—32 Jahre, 33—42 Jahre, 43—50 Jahre) 8 Wiederholungskurse zu 3 Wochen, 3 Ergänzungskurse zu 2 Wochen und zuletzt 1 Landsturmkurs von 2 Wochen zu leisten. So beträgt die Gesamtdienstzeit rund 1 Jahr.

Ausrüstung, Gewehr und Munition hat der Soldat zu Hause. Er hat zudem außerdienstliche Schießpflichten und gemeindeweise in dienstfreien Jahren Waffen- und Ausrüstungsinspektionen zu absolvieren. Im Frieden hat die Armee keine hierarchische Spitze. Ein Oberbefehlshaber wird erst bei der Mobilmachung (größeres Truppenaufgebot) von der Bundesversammlung gewählt. Oberste Instanz bleibt auch im Krieg der Bundesrat.

Obwohl die Schweiz seit über 170 Jahren keinen Krieg mehr zu führen brauchte, gilt die Schweizer Armee — auch wegen ihrer perfekten Anpassung an ein militärisch schwieriges Gelände — als eine geachtete Verteidigungsmacht. Und es ist erstaunlich, mit welchem Respekt alle Anlieger in den letzten Kriegen eine Verletzung der Neutralität der Schweiz vermieden haben. Weder Mussolinis Begehren auf eine Abrundung des

Tessin noch Hitlers Gedanken, durch die Schweiz nach Frankreich zu marschieren oder gar die Schweiz mit ihrer Wirtschafts- und Geldkraft einzuverleiben, konnte angesichts der zu erwartenden blutigen Kämpfe verwirklicht werden. Wie man heute weiß, spielte Hitler dreimal mit dem Gedanken eines Einsatzes.

Konfessionelle Aspekte

Mehr als 49 % der Bevölkerung sind römisch-katholisch, vor allem in den von uns durchfahrenen Gebieten, knapp 48 % sind reformiert. Die einzelnen reformierten Landeskirchen werden von Synoden geleitet. Die römisch-katholische Kirche umfaßt sechs Bistümer (Soleure, Fribourg, Sion, Chur, St. Gallen und Lugano) und zwei Abteien mit eigener Jurisdiktion — St. Maurice und Einsiedeln. Die Bistümer sind dem Heiligen Stuhl direkt unterstellt. Die Verwaltungsarbeit leistet jeweils eine sehr selbstbewußte Synode.

Sicherlich hören wir im Verlaufe unserer Einkehrtage noch etwas mehr über die praktischen Auswirkungen dieser Gliederung.

Geschichte

Die ersten Siedlungen sind für die Altsteinzeit — etwa 20000 v. Chr. — nachweisbar. In der Jungsteinzeit — etwa ab 5000 v. Chr. — findet man zahlreiche Ufferrandsiedlungen (Pfahlbauten)

an den Seen am Jurasüdfuß. Etwa vom 5. Jahrhundert v. Chr. an wanderten vom Süden Lepontier, vom Osten Rätier und vom Westen Kelten ein. Die Helvetier, ein in der Mittelschweiz ansässiger Keltenstamm, versuchte um 60 v. Chr. nach Frankreich auszuwandern. Caesar aber zwang sie durch seinen Sieg in der Schlacht von Bibracte (Nähe Autun, ca. 120 km nördlich von Lyon), in ihr ursprüngliches Siedlungsgebiet zurückzukehren. (Ausführlicher Bericht in „De bello Gallico“).

Im Jahre 15 v. Chr. war die Schweiz fest in römischer Hand und eigene Provinz mit der Hauptstadt Aventicum (Avenches im Kanton Waadt, nördlich Fribourg am Murten-See).

Nach dem Niedergang des römischen Reiches kommen die Germanen, Burgunder, Alemannen, Langobarden — und im 6. Jahrhundert die Franken. Mit der Auflösung der zentralen Reichsgewalt bilden sich örtliche und regionale Adelsherrschaften aus. Schließlich teilen sich Habsburger und das Haus Savoyen in der Herrschaft. Als Gegenreaktion bildet sich dann ab 1291 die Eidgenossenschaft aus.

Die Reformation unter Zwingli 1523 brachte wieder Unruhe ins Land. Nach der Gegenreformation gab es geschlossene katholische und reformatorische Gebiete, aber auch Kantone nach der Art eines „Flickenteppichs“, weil die einzelnen Gemeinden die Glaubenszu-

gehörigkeit beschlossen. Die konfessionelle Spaltung entzweite zwar zuweilen die Bürger, gefährdete aber nicht die politische Einheit, die 1648 im Westfälischen Frieden erstmals auch „de jure“ anerkannt wurde. Trotz Bauernaufständen, Patrizier- und Zunfttherrschaften, trotz großer Spannungen und einer weitgehenden Liberalisierung, die Einheit wurde gewahrt.

Kunst und Kultur

Die ersten Spuren der Kunst lassen sich bis ins 7. Jahrhundert v. Chr. verfolgen. Die Römerherrschaft hinterläßt große Bauwerke. Die Christen — meist als Einwanderer — bringen mit dem Glauben neue Kunstformen. Die Klöster sind in der Zeit vom 6. bis 10. Jahrhundert Zentren der Kultur, Gelehrsamkeit und Kunst, romanische Bauwerke mit großen Kathedralen (Genf, Lausanne), Abteien (Payerne), Münsterkirchen (Schaffhausen) zeugen von der Einheit und Lebendigkeit des Glaubens. Auch die Gotik hinterläßt — teilweise unter französischem Einfluß — eindrucksvolle Werke. Bürgerliche Macht und Wohlhabenheit finden ihren Niederschlag in reicher und künstlerisch anspruchsvoller Ausstattung der Gotteshäuser. Außer im Tessin ist die Renaissance weniger ausgeprägt. Erst im Barock (Mitte 17. Jh.) findet man in der Schweiz wieder starke Zeugen (St. Gallen, Einsiedeln). Im 19. Jh. fin-

det man Stilmischungen (Klassizismus, Historismus, Eklektizismus) eigener Prägung.

Der modernen Kunst schenkt die Schweiz u. a. den Architekten Le Corbusier, den Maler Paul Klee und die Künstler der Familie Giacometti.

Hier nun die Fülle von wirtschaftlichen, wissenschaftlichen Leistungen, die besonderen Erzungenschaften im Bahn-, Luft- und Straßenverkehr zu würdigen, würde zu weit führen. Man kann diese Glanzpunkte schweizerischen Könnens bei der Durchfahrt erleben und in den Zeitungen lesen.

Die Schweiz, das Land der Freien, ist trotz einer fast gemeindlichen Gliederung auch ein Land der Schönheit, der Größe, der Kultur und Zivilisation. Solche menschlich großen Kräfte kann eben nur ein Gemeinwesen freisetzen, wenn es den Frieden zu gestalten weiß.

Lugano

278 m, 45000 Ew, Luftkurort und Touristenzentrum von Weltruf.

Bellinzona

241 m, 18000 Ew, Hauptstadt des Kantons Tessin. Drei Burgen (13./15. Jh.) geben der Stadt ihr Gepräge.

Airolo

1175 m, 3900 Ew, Sommerfrische und Wintersportplatz. Der Hausberg ist 2065 m hoch (Kanton Uri).

St. Gotthard-Pass

2108 m, ist eine flache kahle Senke, die vom Monte Prosa (2471 m) und der Fibbia (2742 m) überragt wird. Weltberühmtes Hospiz (seit 13. Jh.), Wetterwarte.

Andermatt

1432 m, ein weltbekannter und reizvoller Sommerferienort und Wintersportplatz, wird von uns nicht angefahren. Der Straßentunnel führt 305 m tiefer im leichten Bogen westlich um diesen Ort, in dem der Winter 6 Monate dauert. Sehenswert die alte Kolumbanskirche mit Teilen aus dem 7. Jh. und schöne Bürgerhäuser.

Altdorf

462 m, 9000 Ew, Hauptstadt des Kantons Uri, berühmt durch die Tell-Legende, Pfarrkirche St. Martin mit wertvollem Kirchenschatz.

Vierwaldstätter See

114 km², der zweitgrößte innerhalb der Schweiz. (Grenzübergreifend Bodensee, Luganer See, Lago Maggiore etc.). Die Seen erreichen 4,4% der Landesfläche. Er ist der bedeutsamste See, weil sich hier auf dem Rütli der berühmte Schwur der zunächst drei, dann vier „Waldstätte“ — Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern — abspielte, der die politische Einigung der Schweiz begründete (1291). Der See wird durch Flüsse aus den Bergen gespeist und führt frisches, kaltes Wasser. Seine Länge beträgt 38 km. Seine größte Tiefe ist 214 m. Die Höhe des Seespiegels liegt bei 437 m. Der See gliedert sich in den Luzerner- und Küssnachtsee, die Stansstadter Bucht, den Alpnacher-, Weggiser-, Gersauer- (Zentrum) und Urner See.

Einkehrtage

Flüeli — Bruder Klaus

Die Führerreise 1990 klang aus mit zwei Einkehrtagen, die vom geistlichen Beirat, Militärdekan Msgr. Walter Theis gestaltet waren. Unter Hinzuziehung einer Referentin und eines Referenten waren die beiden Tage ganz der religiösen Besinnung vorbehalten.

Warum aber in Flüeli?

Zunächst ist die Abgeschiedenheit des Bergdorfes ein Ort, an dem man die Gedanken sammeln und auf eine geistige Erholung ausrichten kann. Zum anderen ist Nikolaus von der Flüe ein Mann von besonderer Bedeutung. Einmal ist er für die Schweiz der große Friedensbringer. Zum anderen ist sein Gehaltensein im Glauben von einer Tiefe, die man bewundern kann, an der sich aber auch die Gedanken reiben.

Es ist ein Heiliger des Mittelalters, aber auch noch heute ein *aktueller* Heiliger. Um die weitere Spanne dieses Lebens aufzuzeigen, war eine besondere Betrachtung seiner Frau Dorothee gewidmet. Immerhin ist es auch in der langen Geschichte der Kirche ein ungewöhnlicher Weg zum Heiligen, wenn ein Familienvater mit 10 Kindern Frau, Familie, Heim und Hof verläßt, um in einer kleinen Einsiedelei Gott zu dienen.

Für den normalen Menschen ist dieser Weg nicht nachvollziehbar. Dieser Gang in die Einsamkeit — vor den Toren des alten Wohlstandes — ist auch deshalb schwer zu verstehen, weil von seiner Frau Dorothee außer der Einwilligung zum Abschied nichts Bemerkenswertes berichtet wird.

Die Heimat

Es war daher gut, daß man die Stellen, an denen der Heilige gelebt hat, besuchen konnte. Das Haus der Eltern und das Haus, das er für seine Familie gebaut hat, kann man noch heute besichtigen. Beide Anwesen sind vorsichtig und kunstgerecht vor Verfall geschützt. Auffallend ist, daß beide Häuser von einem für die damalige Zeit hohen Wohlstand zeugen. Wie dieser Wohlstand aber in einer so schwierigen landschaftlichen Lage erarbeitet werden konnte, ist fast nicht zu verstehen.

Und diesen Wohlstand verläßt Nikolaus, um sich in der Ranft eine winzige Zelle zu bauen, angelehnt an eine sehr ansprechende und weihevollte Kapelle. In dieses schmale Tal verirrt sich die Sonne selbst im Sommer kaum. Und im Winter muß es dort sehr kalt sein. In der Tiefe hört man das Rauschen der Melchaa, eines kleinen Gebirgsbaches. Und dieser Mann verläßt dann zunächst den inneren Kreis seiner Familie, gesegnet mit

gesunden Kindern und einem guten Auskommen, und schafft sich einen zweiten Kreis im Rathaus in Sachseln und in der Kirche. Auch dieser Kreis ist ihm zunächst Befriedigung, Geborgenheit und Ansehen.

Er wird Gemeindepräsident, Kantons- und Ständerat sowie Richter. Er verteidigt seine Heimat, indem er 17 Jahre als Soldat, Fähnrich und Hauptmann Dienst tut, wenn es nötig ist. In diese Zeit fallen dann seine ersten Taten für die größere Gemeinschaft, die Schweiz. Er setzt sich dafür ein, daß der Staat der Schweiz *einig* wird, daß er *frei, unabhängig* und *wehrhaft* bleibt und letztlich, daß er ein *christliches* Siegel behält.

Der Gang in die Ranft

Sozusagen im Zenit des Ansehens und des persönlichen Wohlergehens geht der nunmehr 50jährige Landedelmann nach 20jähriger Ehe in die Einsiedelei. Dort lebt er in völliger Abgeschiedenheit von den Seinen noch 20 Jahre. Was kann die Ursache gewesen sein? Ein Hinweis ist seine Vorliebe zum stillen Gebet in der Einsamkeit von Jugend an. Ein weiterer Fingerzeig könnte eine Vision mit sechzehn Jahren sein, in der er in der Ranft einen Turm zu sehen glaubte. Ebenso sind seine oftmaligen Wallfahrten nach Kloster Einsiedeln bekannt und sein ständiges Gebet: „Mein Herr und mein

Gott, nimm mich mir und gib mich ganz zu eigen dir.“

Erstaunlich ist ebenfalls, daß er vier Tage in der Woche fastete und dennoch seine Aufgaben erfüllte. Später fastete er, wie der Weihbischof Thomas von Konstanz feststellte, sogar ganz. (Die Anwohner von Flüeli hatten ihn übrigens einen Monat lang streng „observiert“, ob es tatsächlich so sei — und es war so.)

Seine Taten

Als er nach zwei Jahren „Wanderschaft“ über Liestal und Melchtal in der Einsiedelei in der Ranft endlich die gesuchte Stille findet, wird es ab 1471 bei „Bruder Klaus“, wie er allgemein genannt wird, lebendig.

Die Großen der Zeit suchen Rat beim kleinen Bruder Klaus. Unter seinem Rat folgt 1474 der Friedensschluß mit Österreich und 1481, in der Nacht vom 21. auf den 22. Dezember, die Rettung der Schweiz vor dem Bürgerkrieg. 1482 vermittelt er den Frieden mit der Stadt Konstanz, wobei erstmalig ein Silbersiegel auf dem Brief vom 30. Januar verwandt wird. Von diesem Jahr an erhielt er auch einen *eigenen Kaplan*, der ihm einen Teil der „Arbeiten“ durch die Besucher abnahm.

Läßt man das Leben dieses Heiligen vor dem geistigen Auge vorüberziehen, dann war sein Werk „Frieden stiften“. Seine Zuflucht im Gebet vor allen schwierigen

Entscheidungen ist belegt und ebenso, daß er sich der Gottesmutter in seinen Nöten anvertraute. Ihr Bild hing in seiner Zelle und wird heute im Melchtal verehrt.

Und um das Werk des Friedens, das er so eifrig gefördert hat, wurde er am 15. Mai 1947, 500 Jahre nach seiner Eheschließung, durch Papst Pius XII. heilig gesprochen. Auch die evangelischen Christen in der Schweiz haben diesen Akt des Papstes mit Zustimmung und Anerkennung bedacht.

So bleibt für uns, daß in dem Heiligen Nikolaus von der Flüe ein Mensch verehrt wird, der zu seinen Lebzeiten die Nachfolge Jesu gelebt und aus dieser Haltung heraus Frieden und Freiheit verteidigt hat. Nicht zuletzt deshalb hat der Kämpfer für den Frieden, Papst Pius XII., Bruder Klaus auch nach dem Ende des zweiten Weltkrieges zur Ehre der Altäre erhoben. Vielleicht war es gerade seine Fürbitte für seine Landsleute, die der Schweiz in beiden Weltkriegen das Leid eines Kampfes erspart hat. 1962 baten die deutschen und 1977 die Schweizer Bischöfe, Klaus von der Flüe zum „Patron des Weltfriedens“ auszurufen.

Unbehagen?

Was vielleicht immer unerforscht bleiben wird, ist die Person und Haltung der Dorothee von Flüe. Nicht einen Schritt ist man bisher weitergekommen. Man kennt noch nicht einmal mit Si-

cherheit ihr Grab. So sind denn auch alle Gedanken, die diese Frau bewegt haben mögen, mehr oder minder Spekulation. Nur skizzenhaft sind einige Tatsachen bekannt geworden. Dorothee muß um 1437 in Oberwilen geboren sein. Sie hieß mit Mädchennamen Wyß. Die Eheschließung fand im Sommer 1447 statt. Die Ehefrau galt als tüchtig und schön. Der Ehe entsprossen fünf Buben und fünf Mädchen. Diese Ehegemeinschaft wurde allseits als glücklich angesehen.

Das Anwesen hielt die tüchtige Bäuerin auch bei der oftmaligen Abwesenheit des Hausherrn gut instand. Es umfaßte neben dem Hof 30 Stück Vieh und 6 Rosse. Eine, wenn man diese karge Berglandschaft einmal erlebt hat, schwere Arbeit. Und erstaunlich ist dann, daß aus dem Reisetagebuch eines deutschen Pilgers, Hans von Waldheim aus Halle an der Saale, hervorgeht (Dorothee 1474 von ihm eingeladen): „Seine Frau ist noch eine hübsche, junge Frau unter 40 Jahren mit einem frischen Gesicht und glatter Haut.“ In Wirklichkeit war sie bereits 47 Jahre alt und hatte 10 Geburten hinter sich.

Außer der Begegnung der beiden — Dorothee und Bruder Klaus — bei der Eucharistie anläßlich dieses Besuches ist dann von Dorothee nichts mehr bekannt. Noch nicht einmal ihr Todestag steht einwandfrei fest.

Die Schweizer Kirche hat den

Papst gebeten, Frau Dorothee ebenfalls heilig zu sprechen, denn auch sie habe das heroische Lebenszeugnis des Bruder Klaus mitgetragen. Der heilige Vater hat in einem Gebet 1984 von „seiner heiligmäßigen Frau Dorothee“ gesprochen.

Wie dem auch sei, für den Christen von heute ist eine solche Haltung nicht ohne weiteres nachzuvollziehen. Aber vielleicht liegt gerade in dieser Spannung zwischen diesen beiden Menschen eine symbolische Aussage über das „schon jetzt — aber noch nicht sichtbar“ des Reiches Gottes. Man sollte sich jedoch hüten, Spekulationen zu Fakten zu machen. Gesichert ist, daß Bruder Klaus nicht der Heilige, das Vorbild geworden wäre, wenn er von seiner Frau im Zorn oder im Unverständnis geschieden wäre. Gerade das Zeugnis des deutschen Reisenden von Waldheim deutet darauf hin, daß zwischen dem Einsiedler Klaus und seiner Ehefrau eine tiefe geistige Gemeinschaft über die Zeit der Trennung hinaus bestanden hat.

Und unter diesem Gesichtspunkt haben uns beide Menschen einer vergangenen Zeit auch heute — vielleicht gerade in diesem Jahrhundert, einer Periode geistiger und seelischer Zerrissenheit — sehr viel zu sagen. So haben diese Einkehrtage viel Gedankenarbeit ausgelöst.

Geistlicher Nachtrag

Nicht erwähnt sind die täglichen festen Gebetszeiten, Morgengebet, Angelus, Vesper sowie die fast täglichen Gottesdienste mit den Predigten aus der Schrift, dem Bezug zum Tag, zum Anliegen und zum Ort. Ebenfalls nicht besonders verwiesen ist auf das Anliegen, auch aus der Natur, aus den Werken der Menschen den Bezug zu Gott, dem Schöpfer, zu erkennen.

Luzern

439 m, 63,280 Ew, Hauptstadt des gleichnamigen Kantons.

Sempach

514 m, 2,237 Ew, 1220 von den Habsburgern gegründet.

Basel

273 m, 182,143 Ew, Hauptort des Kantons Basel-Stadt, große Industrie- und Handelsmetropole am Rhein.

Schwarzwald — Vogesen

Der Schwarzwald erscheint, von Norden oder Osten betrachtet, nicht als eigentliches Gebirge. Er sieht vielmehr einem leicht ansteigenden Höhenzug ähnlich. Nach

Süden und Westen ragt er, wie wir es auf unserer Fahrt sehen, steil an.

Neben einer Buntsandsteinbedeckung im Norden besteht das Gebirge vorwiegend aus Graniten. Auch im Süden findet man diesen Granit. Im Mittelteil — etwa von Offenburg bis zum Feldberg — findet man Gneis und mehrfach deformierten Gneis vor. Diese nennt man Gneisanatexite, die durch Verflüssigung entstanden sind. Die Geschichte dieser Gesteinsbildung ist so interessant, daß Forscher Bücher damit füllen. Immerhin sind diese Gesteine Zeugen einer Weltentwicklung vor 350 und 260 Mill. Jahren.

Im Schwarzwald sind mehr als 200 Erz- und Mineralgänge bekannt, die zeigen, daß hier starke Mineralien ins Gestein eingesprengt sind. Man findet Blei, Zink, Silber, Kobalt usw. Auch Uranerz kommt in größerer Menge vor.

Spiegelbildlich gleich in Ge-

steinsaufbau und Struktur sind die Vogesen. Aber in den Vogesen gibt es mehr Granite und weniger Gneise. Die eiszeitliche Vergletscherung war in beiden Gebirgen ähnlich. Es hat aber den Anschein, als ob die Vogesen weniger stark erhoben gewesen wären und daher eine nicht so stark abgetragene Oberschicht haben.

Fern ab von aller Diskussion um die Gesteine sollte man sich an den herrlichen Waldungen erfreuen.

Freiburg

269 m, 160,000 Ew, ist schon im 11. Jh. gegründet — wirtschaftlicher, kultureller und touristischer Mittelpunkt des Hochschwarzwaldes. Reich geschmückte Bürger- und Handelshäuser, vor allem aber das Münster (Turm 116 m), aus rotem Sandstein gebaut (13. Jh., rom./got.), zeugen von einer großen Vergangenheit.

ANMERKUNGEN

Kreuzgang

Das Wort „Kreuzgang“ ist eine im Deutschen speziell für die Verbindungswege im Kloster geprägte Bezeichnung. Diese Wortbedeutung wird aus verschiedenen Wurzeln entwickelt. Zum einen glaubt man, daß sich das Wort aus den Kreuzgewölben ableitet, die den Gängen den baulichen Halt geben. Es war dann der „Gang unter dem Kreuz“. Zum anderen wird versucht, den Namen von den Prozessionen abzuleiten, also vom „Gang mit dem Kreuz“. Wieder andere führen den Ursprung auf die durchweg überlebensgroßen Kreuzigungsgruppen zurück, die meist in den Kreuzgängen Aufstellung fanden.

In den außerdeutschen Sprachbereichen ist der Kreuzgang gleichbedeutend mit dem Kloster selbst. Das englische Wort „cloister“ bedeutet zugleich gedeckter Innenhof, aber auch eben Kloster. Im Italienischen umfaßt die Bezeichnung „chiostro“ Kloster und Kreuzgang. Selbst der umschlossene Hof für die Kanoniker an Kathedra len und Stiftskirchen heißt in der französischen Sprache „cloître“.

Die Bedeutung

Der Kreuzgang ist ein wesentlicher Teil des Klosters. Er ist mehr als Verbindungsang zwischen

Kirche, Kapitelsaal und Klostergebäude. Er ist im täglichen Ablauf des klösterlichen Lebens das lebendige Herz des Ganzen. In den ersten Zeiten kannte man keinen Kapitelsaal, wohl aber einen Kreuzgang. Auch in einem der ältesten Klosterpläne, dem vom St. Galler Kloster, findet man keinen Kapitelsaal, wohl aber den Kreuzgang. Bei den Zisterziensern erst entstanden dann die gut ausgestatteten Kapitelsäle.

Etwa um die Mitte des 9. Jahrhunderts wird der Kreuzgang — meist an der Südwand der Kirche gelegen — zum Mittelpunkt der klösterlichen Gemeinschaft. Er bildet den Ort des Gebetes und der Besinnung. Er ist der Verbindungsweg im täglichen Ablauf des Ordenslebens. Alle Räume, die für die Gemeinschaft Bedeutung haben, gruppieren sich um ihn. Am Kreuzgang des Bonner Münsters ist das auch heute noch gut zu erkennen.

Vom Dormitorium (Schlafsaal) zum Gebet, vom Refektorium (Speisesaal) zum Kapitelsaal, von der Küche zum Brunnen, von der Kirche zur Arbeit, alle Wege führen täglich mehrmals durch den Kreuzgang. Er erfüllt neben den Aufgaben als Ort des Gebetes und der Besinnung auch die des Zentrums für die Freizeit. Hier kann man ungestört vom Lärm der Außenwelt lesen, beten und meditieren. Der überdeckte Gang bietet Schutz vor

der Sonne, aber auch vor Regen und Schnee. Die Gartenanlage im Inneren erfreut das Auge und gibt dem Gang eine heitere Note.

Diesen vielfachen Aufgaben wird der Kreuzgang nicht zuletzt deshalb gerecht, weil durchweg viel Mühe und Phantasie aufgewendet wurde, um sein Maß harmonisch, seine Anlage durch kunstvolle Ausnutzung von Licht und Schatten und eine künstlerische Ausstattung mit religiösen Motiven ansprechend zu gestalten. Hier sollte der Mönch zu jeder Tageszeit und bei jeder Benutzung an den Sinn seines geistlichen Lebens erinnert werden. Besonders feierlich aber wurde es im Kreuzgang, wenn die Mönche zur „Statio“ zusammenkamen. Zur festgesetzten Zeit eilten sie von ihren Arbeitsplätzen und zogen in feierlicher, getragener Prozession mit ihrem Abt zur Kirche.

In diesem Zusammenhang muß ebenfalls der Kapitelsaal beachtet werden. Hier hing immer ein Kruzifix, vielfach stand ein Altar dort. Er war der gesellschaftliche Mittelpunkt der „Klosterfamilie“. Er diente der Novizenaufnahme, der Profeß (Ablegung der Ordensgelübde), der Abtwahl und geistlichen Konferenzen. Auch konnte er zur Begräbnisstätte werden.

Noch viele feinsinnige und lebensnotwendige — lebensspendende — Einrichtungen sind dem Kreuzgang angegliedert, z.B. Brunnenkapelle, Marienkapelle. Diesen Einrichtungen nachzuspü-

ren ist eine lohnende Aufgabe. Wenn man sich ihr unterzieht, wird man angesteckt von der Stille und Weite klösterlichen Geistes. Man kann in dieser unruhigen Zeit in einem Kreuzgang zur Besinnung und zu sich selbst finden.

Literatur

Rom-Seminar 1990

Deutschland

- Auszug aus der Geschichte, Dr. Karl Ploetz, N. G. Ploetz Verlag, Würzburg
- Einführung in die Geologie der Bundesrepublik Deutschland, Dierk Henningsen, Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart
- Ferdinand von Österreich, Großherzog in Würzburg, Dieter Schäfer, Styria Verlag, Graz
- Franken, Alexander Freiherr von Reitzenstein, Prestel Verlag, München
- Franken, Land der Romantik, Umschauverlag, Frankfurt
- Historische Gaststätten in Franken, Alfred Höhn, Echter Verlag, Würzburg
- Karolingisches Franken, Wolfgang Buhl (Hg.), Echter Verlag, Würzburg
- Knaurs Kulturführer in Farbe, Deutschland, C. A. Kochs Verlag Nachf., Berlin
- Knaurs Kulturführer in Farbe, Oberbayern, Marianne Mehlin (Hg.), C. A. Kochs Verlag, Berlin

- Schatzkammer Europa, der ADAC-Wegweiser zu den Kostbarkeiten der beliebtesten Reiseländer, Verlag Das Beste, Stuttgart

Österreich

- Das große Österreich-Reisebuch, Ratgeber-Atlas für Bildung, Urlaub und Freizeit, Heinz Siegert, Reise- und Verkehrsverlag GmbH, Berlin—Stuttgart
- Urlaub in Österreich, Erich Landgrebe, Bertelsmann Verlag

Italien

- Grieben, Venetien, Friaul, Emilia-Romagna
- Mittelitalien, Marken, Umbrien, Latium, Abruzzen
- Toskana, Ligurien
alle Karl Thimig AG, München
- Knaurs Kulturführer in Farbe, Florenz und Toskana, Italo Moretti, Renato Stopani, Zodiaque — Echter, Würzburg
- Knaurs Kulturführer in Farbe, Italien, C.A. Kochs Verlag, Berlin
- Die Marken, Roger Willemsen, DuMont Kunst-Reiseführer, DuMont Buchverlag, Köln
- Mein Südtirol, Luis Trenker, Bertelsmann Verlag
- Romanische Emilia-Romagna, Sergio Stocchi, Zodiaque — Echter, Würzburg
- Romanische Lombardei, San-

- dro Chierici, Zodiaque — Echter, Würzburg
- Toskana, Text von Wolftraud de Concini, Ellert und Richter Verlag, Hamburg
- Umbrien, Pepi Merisio, Wolftraud de Concini, Atlantis-Verlag, Zürich — Freiburg i.Br.
- Venedig, John H. Davis, Ebeling Verlag, Wiesbaden
- Venedig, Praktischer Führer in Farben, Edizione Storti, Venezia

Rom (kleine Auswahl)

- dto. Buch II, I.P. Bachem Verlag, Köln
- Die ewige Stadt, ihre Heiligtümer und Kulturdenkmale in Wort und Bild, P. Clemens Sonntag S.D.S., Salvator Verlag GmbH, Kloster/Steinfeld, Kall
- Paul VI., Der einsame Reformator, Luitpold A. Dorn, Styria Verlag, Graz
- Rom, Color Collection Städte, Color Collection GmbH International, Hersching/Ammersee
- Rom, Hans von Hülsen, Josef Rast, Führer durch die ewige Stadt, Walter Verlag, Ollen — Freiburg i.Br.
- Rom-Seminare. Begegnungen mit der Kirche im Wandel der Zeit. Buch I, Echter Verlag, Würzburg
- Rom-Seminare. Begegnungen mit der Kirche im Wandel der Zeit. Buch II, Verlag J.P. Bachem, Köln
- Wallfahrt im Erzbistum Köln,

Jakob Schlafke, E. Vey Verlag,
Margarethenkloster 5, 5000
Köln 1

Schweiz

- Klaus von Flüe, der Heilige für unsere Zeit, Bruno Bernhard Ziegler, Verlag aktuelle Texte GmbH, Heiligkreuztal
- Schweiz, offizieller Führer des Touring Club, Kümmerly und Frey, Bern

Zeitschriften

- Merian, Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg, Monatshefte
 - Florenz
 - Mailand, Lombardei
 - Rom
 - Südtirol
 - Toskana
 - Vatikanstadt
- Deutsche Tagespost
- L'Osservatore Romano

Musik-Übersicht

Diese Musik-Übersicht ist als Beispiel beigelegt. Es ist schlichtweg nicht möglich, mit einem oder zwei Sprechern einen ganzen Tag zu bestreiten. Ebenfalls kann man nicht darauf vertrauen, daß in einer Gruppe genügend stimmgebende Mitreisende sich zu einem eigenen Beitrag entschließen.

Weiterhin ist zu bedenken, daß die Stimmungen im Laufe der Fahrt wechseln, Ermüdungen,

aber auch Außeneinflüsse wie Stau oder Umleitungen sind möglich. Dem muß man gegensteuern. Immer wieder wird außerdem festgestellt, daß es eine gewisse „Anfangsmüdigkeit“ gibt. Diese muß man überwinden.

Anlaß zu dieser Sammlung, die 1986 entstand, war, daß der Fahrer eines Pilgerbusses die Lethargie bemerkte und aus seiner „Kegelvereinstruhe“ einige Bänder auflegte. Zunächst war es eine Mischung zwischen Karneval und folkloristischer Sitzung, dann aber sank das Niveau so beträchtlich, daß Einhalt geboten werden mußte.

Es gab schon früher in den Zugwallfahrten „Musikeinlagen“. Aber bei der Fahrt im Zuge, beim Sitzen im Abteil zu sechs Personen, war es nicht so notwendig, sich laufend um die „Seelenlage“ der Teilnehmer zu kümmern. Im Bus aber, wenn die Teilnehmer kein Gegenüber und damit wechselnde Gesprächspartner haben — oder sich wie im Gang des Zuges entspannen können —, ist es notwendig, mehr zu bieten. Da muß im Wechsel zwischen Information, Unterhaltung und religiöser Übung auch Musik als „Transportmittel“ für die Förderung der Verbundenheit herangezogen werden.

Nun ist es nicht möglich, ein individuelles Programm aufzustellen. Man muß sich also klar werden, zu welchen Zeiten oder Gelegenheiten welche Musik angeboten werden soll. Zu Beginn (meist

nach dem Reisesegen) sollten Entspannung und Frohsinn vorherrschen. Alte Volkslieder sind dabei durchaus nicht nur von älteren Teilnehmern gerne angenommen, sondern auch von Jüngeren „geduldet“. Lieder der Landschaft können die Vorträge begleiten.

Religiöse Gedanken vermag man durch entsprechende musikalische Umrahmung zu vertiefen. Ruhige, klassische Musik kann um die Mittagszeit erholend sein. Die Lieder fremder Länder, die durchfahren werden, dürfen nicht fehlen.

Allerdings müssen im Repertoire auch musikalische Werke sein, die einer ernsteren Situation gerecht werden (z. B. schwere persönliche Schicksale, außergewöhnliche Ereignisse der Welt usw.). Daher ist es notwendig, ein breitgefächertes Angebot zu haben. Es macht später nichts aus, Lieblingsmelodien mehrfach abzuspielen.

Noch nicht gelungen ist, bestimmte zwangsläufig wiederkehrende Ereignisse: Andacht, Pause, Meditation usw. musikalisch mit einem feststehenden Auftakt einzuleiten. Aber dafür kann die nachstehende Auswahl vielleicht auch eine Anregung bieten.

Kassette I

Seite 1

- Lobt den Herrn der Welt
- Fröhlich, wenn die Hähne krähen
- Aber der Wagen, der rollt
- Westerwald
- Trompetenklänge
- Wir gingen Hand in Hand
- Die Himmel rühmen
- Vor meinem Vaterhaus
- Kein schöner Land in dieser Zeit
- Im schönsten Wiesengrunde
- Die Post im Walde

Seite 2

- Trompetenklänge
- Aus grauer Städte Mauern
- Wenn die bunten Fahnen
- Das ist der Tag des Herrn
- Zieh in die Welt
- Wer hat dich, du schöner Wald
- Im Krug zum grünen Kranze

Kassette 2

Seite 1

- Märsche
- Musik des Alpenlandes
- Das Wandern
- Horch, was kommt von draußen rein

Seite 2

- Wohlauf die Luft — Frankenlied
- Wer recht in Freuden wandern will

- Nun ade, du mein lieb Heimatland
- Wohlauf in Gottes schöne Welt
- Als wir jüngst in Regensburg waren
- Kaiserjägerlied
- Bergvagabunden
- Musik der Berge
- Bayerische Lieder
- Oh du, mein Österreich

Kassette 3

Seite 1

- Il Silenzio
- La Montanara
Lieder der Berge, des Trentins
und der Lombardei
Trientiner Bergsteiger
- Unsere Geschichten...
Lieder aus den Bergen und der
Ebene um Venedig
coro monte Pasubio, Rovigo
- Moderne Lieder
 - Ti amo
 - Ciao Italy, ciao amore
 - L'Italiano

Seite 2

Spiel der päpstlichen Schweizer Garde

Kassette 4

Seite 1

- Gregorianischer Choral — Chorschola des Benediktiner Klosters Maria Einsiedeln — Messe zum Himmelfahrtstag
- Maria, dich wir grüßen
- Rosenkranzkönigin

- Händel: Dettinger Te Deum (1743 komponiert im Auftrag König Georgs II. von England als Dank für den Sieg der Engländer über die Franzosen bei Dettingen am Main am 27. Juni 1743 im österreichischen Erbfolgekrieg)

Seite 2

- Nach der Heimat möchte ich wieder
- Auf dem Berg so hoch da droben
- Es steht eine Mühle im Schwarzwäldertal
- Am Brunnen vor dem Tore
- Sah ein Knab am Röslein stehen
- Unter dem Sternenzelt
- Still ruht der See
- Von meinen Bergen muß ich scheiden
- Gefangenenchor aus „Nabucco“
- Song of Joy
- Heiterer Mozart

Kassette „R“

Seite 1

- Laudate Domum
- Ave verum corpus
- Exultate, jubilate
- Ave Maria
- Tu es Petrus (Palestrina 1572)
- Die Himmel rühmen

Seite 2

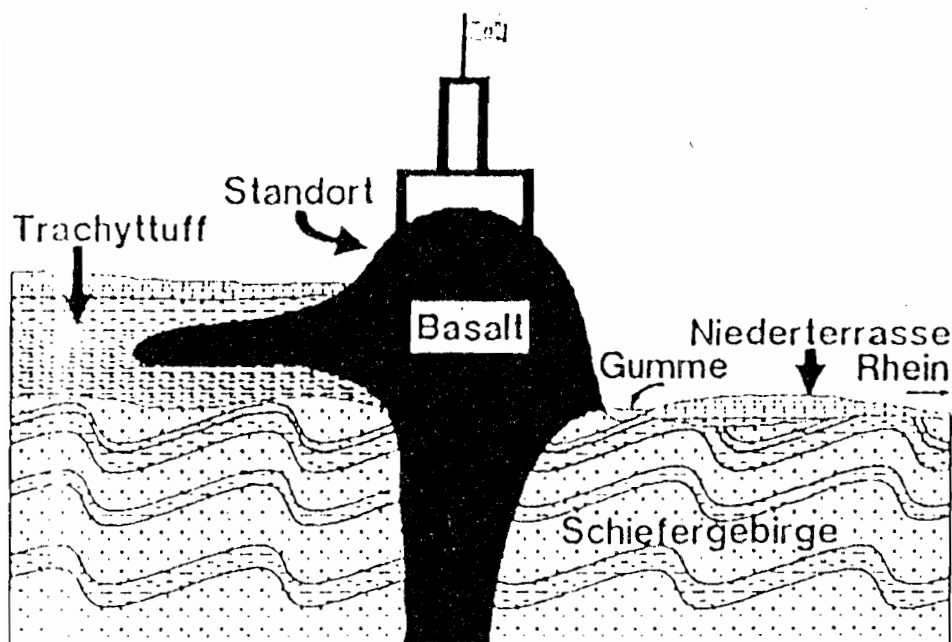
- Jubilate Deo (Canti Gregoriani)

- Gotteslob (268; 525; 464; 526;
462; 517)
- Meerstern, ich dich grüße
- Wunderschön Prächtige

zusätzlich

- 2 Kassetten religiöser Lieder
- 2 Kassetten moderner Zeitstücke
(Nabtal-Duo etc.)

Beispiel eines Querschnittes
durch den geologischen Unter-
grund bei Bonn-Bad Godesberg
(Kottenforst-Godesburg-Rhein)





Quelle: Eigene Zusammenstellung nach ISTAT: Annuario Statistico

Italiens Provinzen

Italien hat 94 Provinzen in 19 Regionen (Auszug aus Annuario Statistico).

Piemont

1. Turin
2. Vercelli
3. Novara
4. Cuneo
5. Asti
6. Alessandria

Aostatal

7. Varese
8. Como
9. Sondrio
10. Mailand
11. Bergamo
12. Brescia
13. Pavia
14. Cremona
15. Mantua

Trient-Südtirol

16. Bozen
17. Trient

Venetien

18. Verona
19. Vincenza
20. Belluno
21. Treviso
22. Venedig
23. Padua
24. Rovigo

Friaul J.V.

25. Pordenone

26. Udine
27. Gorizia
28. Triest

Ligurien

29. Imperia
30. Savona
31. Genua
32. La Spezia

Emilia-Romagna

33. Piacenza
34. Parma
35. Reggio Emilia
36. Modena
37. Bologna
38. Ferrara
39. Ravenna
40. Forlì

Toskana

41. Massa-Carrara
42. Lucca
43. Pistoia
44. Florenz
45. Livorno
46. Pisa
47. Arezzo
48. Siena
49. Grosseto

Umbrien

50. Perugia
51. Terni

Marken

52. Pesaro u. Urbino
53. Ancona
54. Macerata
55. Ascoli Piceno

Latium

- 56. Viterbo
- 57. Rieti
- 58. *Rom*
- 59. Latina
- 60. Frosinone

Abruzzen

- 61. L'Aquila
- 62. Teramo
- 63. Pescara
- 64. Chieti

Molise

- 65. Isernia
- 66. Campobasso

Kampanien

- 67. Caserta
- 68. Benevento
- 69. Neapel
- 70. Avellino
- 71. Salerno

Basilikata

- 72. Foggia
- 73. Bari

- 74. Tarent
- 75. Brindisi
- 76. Lecce
- 77. Potenza
- 78. Matera

Kalabrien

- 79. Cosenza
- 80. Catanzaro
- 81. Reggio Calabria

Sizilien

- 82. Trapani
- 83. Palermo
- 84. Messina
- 85. Agrigent
- 86. Caltanissetta
- 87. Enna
- 88. Catania
- 89. Ragusa
- 90. Siracusa

Sardinien

- 91. Sassari
- 92. Nuoro
- 93. Oristano
- 94. Cagliari

Ausklang

Dieses Heft ist ein Angebot aus der Erfahrung. Der Inhalt ist wandelbar — er muß es sogar sein, sonst fehlte die eigene Gestaltungskraft. Die Abhandlungen sind daher weitgehend als Vorträge abgedruckt. Deshalb wird gebeten, den Wechsel der Tempi und auch der Stilwahl zu entschuldigen. Die Dynamik der freien Rede sollte nach Möglichkeit erhalten bleiben.

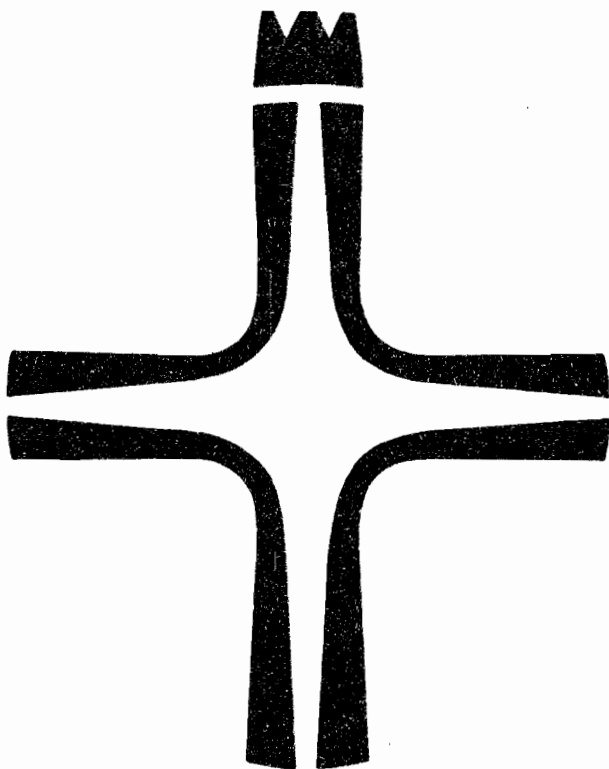
H.F.

Autoren

Fettweis, Helmut, Oberst a.D., Chefredakteur a.D., Vorsitzender Katholikenrat Bonn, 1. Vorsitzender Veranstaltergemeinschaft Lokalfunk Bonn-Rhein/Sieg, Bonn

Raem, Heinz-Albert, Dr. theol., Dr. phil. Campo Santo Teutonico, Città del Vaticano, Mitglied des Sekretariates für die Einheit der Christen

Schulz, Paul, Oberstleutnant i.G., Bundesvorsitzender GKS, Waldbröl



Impressum

„auftrag“ ist das Organ der GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN (GKS) und erscheint vierteljährlich

Herausgeber: GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN (GKS)

Redaktion:

Klaus Brandt, Oberstleutnant, verantwortlicher Redakteur

Helmut Fettweis, Oberst a. D., Redakteur

Wilhelm Lehmkämpfer, Oberstleutnant a. D., Gesellschaft und Kirche

Brief-Zuschriften: Klaus Brandt, Redakteur, Postfach 300303, 5060 Berg. Gladbach 1

Überweisungen: auf Konto Nr. 2532786 BLZ 38040007 Commerzbank Bonn, Zweigstelle Adenauerallee oder 165035-506 Postscheckamt Köln — Generalvikariat des Katholischen Militärbischofs — Vermerk: „Spendenkonto der GKS“

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Quellenangabe und mit Genehmigung der Redaktion.

Druck: Köllen Druck & Verlag GmbH, Schöntalweg 5, 5305 Bonn-Oedekoven

Nachbestellungen gegen eine Schutzgebühr von 5,— DM an den ausliefernden Verlag.